Bücher, Hörbücher und Hörspiele auf Deutsch- самый лучший паблик с книгами на немецком языке ВКонтакте, руководитель Иван Верещагин

Philip K. Dick

Blade Runner

(Do Androids Dream of Electric Sheep?)

Bücher, Hörbücher und Hörspiele auf Deutsch- самый лучший паблик с книгами на немецком языке ВКонтакте, руководитель Иван Верещагин

1

Die automatische Weckvorrichtung der Stimmungsorgel neben seinem Bett weckte Rick Deckard mit einem kleinen Stromstoß.

Drüben in ihrem Bett schlug jetzt auch seine Frau Iran ihre Augen auf, blinzelte und schloß sie seufzend wieder.

»Du hast deine Penfield zu schwach eingestellt«, sagte er zu ihr. »Ich stelle sie dir neu ein, dann wachst du auf und ...«

»Laß die Finger von meiner Einstellung!« fuhr sie ihn an. »Ich will gar nicht wach werden.«

Er setzte sich auf ihre Bettkante, beugte sich über sie und erklärte sanft: »Wenn du die Spannung hoch genug einstellst, freust du dich, wach zu sein. Das ist das ganze Geheimnis. Bei Einstellung C überwindet sie, wie bei mir, die Schwelle, die das Bewußtsein aussperrt.«

Er tätschelte freundlich ihre Schulter, weil er sich gegenüber der ganzen Welt aufgeschlossen fühlte – sein Gerät war auf D eingestellt.

»Faß mich nicht mit deinen groben Polizistenhänden an!« sagte Iran.

»Ich bin doch kein Polizist.«

Er fühlte sich jetzt gereizt, obgleich er diese Stimmung nicht gewählt hatte.

»Du bist noch schlimmer als ein Polizist«, sagte seine Frau mit immer noch geschlossenen Augen. »Du bist ein von den Bullen angeheuerter Mörder!«

»Ich habe in meinem ganzen Leben noch kein menschliches Wesen getötet.« Seine gereizte Stimmung breitete sich nun aus und wurde zu ausgesprochener Feindseligkeit.

»Nur die armen Andys«, sagte Iran.

»Mir ist jedenfalls aufgefallen, daß du keine Skrupel dabei empfindest, wenn du die dafür bezahlten Prämien für irgendwelche Dinge ausgibst, die dir im Augenblick gerade gefallen.«

Er stand auf und trat ans Schaltpunkt seiner Stimmungsorgel. »Statt das Geld zu sparen, damit wir uns endlich ein richtiges Schaf kaufen könnten, und nicht so einen elektrischen Schwindel, wie wir ihn oben auf dem Dach stehen haben. Bloß ein elektrisches Tier, das ist alles, was ich mir im Laufe all dieser Jahre hart verdient habe.«

Vor dem Pult zögerte er und überlegte, ob er einen Thalamus-Hemmer wählen sollte, der seine wütende Stimmung ausgleichen würde, oder lieber ein Thalamus-Stimulans, das ihn genügend aufkratzen würde, um aus diesem Streit als Sieger hervorzugehen.

Iran hatte die Augen geöffnet und beobachtete ihn.

»Wenn du jetzt eine giftigere Laune wählst, dann wähle ich dasselbe. Ich wähle die höchste Einstellung, und du wirst einen Streit erleben, der alles Bisherige in den Schatten stellt.«

Rasch stand sie auf, sprang ans Schaltpunkt ihrer eigenen Stimmungsorgel und blitzte ihn herausfordernd an.

Ihre Drohung ernüchterte ihn. Seufzend sagte er: »Ich werde nur die für heute eingeplante Einstellung wählen.« Er sah nach, was für den 3. Januar 1992 auf seinem Plan stand: eine sachlichnüchterne Haltung war vorgeschrieben. Bekümmert fragte er: »Wenn ich die Planeinstellung wähle, wirst du es dann auch tun?« Er wartete ab.

»Auf meinem Plan stehen für heute sechs Stunden selbstanklagende Depression«, sagte Iran.

»Was? Warum hast du so etwas eingeplant?« Das widersprach vollkommen dem Zweck der Stimmungsorgel. Düster fügte er hinzu: »Ich habe gar nicht gewußt, daß man so etwas einstellen kann.«

Iran erklärte: »Eines Nachmittags saß ich hier und hatte selbstverständlich die Sendung mit Buster Freundlich und seinen freundlichen Freunden eingeschaltet. Er redete gerade von einer wichtigen Meldung, da wird diese schreckliche Werbung eingeblendet, die ich so hasse. Du weißt schon, für Mountys

Bleischutzteile. Ich schalte deshalb für eine Minute den Ton aus. Da hörte ich das Haus, dieses Haus hier, ich hörte die ...« Sie machte eine Handbewegung.

»Die leeren Wohnungen«, ergänzte Rick. Manchmal hörte auch er sie, nachts, wenn er eigentlich schlafen sollte. Dabei rangierte ein intaktgebliebenes, zur Hälfte bewohntes Gebäude in diesen Zeiten in der Skala der Bevölkerungsdichte schon sehr weit oben; draußen in den einstigen Vororten konnte man vollkommen leerstehende Wohnblocks finden. Das hatte er jedenfalls gehört.

Iran fuhr fort: »In diesem Augenblick, als ich den Fernsehton abgeschaltet hatte, befand ich mich in einer 382er Stimmung. Ich hatte sie kurz zuvor gewählt. Daher nahm ich die Leere zwar intellektuell wahr, aber ich fühlte sie nicht. Doch dann wurde mir klar, wie ungesund das ist. Früher betrachtete man das einmal als Anzeichen für eine bestimmte Geisteskrankheit, man bezeichnete sie als ›Fehlen des angemessenen Affekts‹. Ich ließ den TV-Ton also abgeschaltet, setzte mich an meine Stimmungsorgel und begann zu probieren. Schließlich fand ich die Einstellung für Verzweiflung heraus.« Ihr dunkles, niedliches Gesicht strahlte so zufrieden, als habe sie damit eine wirklich wertvolle Leistung vollbracht. »Ich habe diese Stimmung zweimal monatlich auf meinen Plan gesetzt. Ich halte diesen Zeitaufwand für durchaus angemessen, für ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit ganz allgemein und insbesondere gegenüber der Tatsache, daß wir hier auf der Erde geblieben sind, während die Schlaueren alle längst ausgewandert sind. Meinst du nicht auch?«

»Aber bei einer solchen Stimmung besteht doch die Gefahr, daß du darin verharrst«, wandte Rick ein, »daß du nicht mehr den Ausweg daraus wählst.«

»Ich programmiere für drei Stunden später eine automatische Umstellung«, sagte seine Frau überlegen. »A 481. Bewußtsein der vielfältigen Möglichkeiten, die mir die Zukunft bietet, neue

Hoffnung, daß ...«

»Ich kenne 481«, unterbrach er sie. Er hatte diese Kombination selbst schon oft gewählt.

Rick setzte sich auf die Bettkante, nahm ihre Hände und zog sie zu sich herunter. »Hör mal«, sagte er, »selbst mit einer automatischen Neueinstellung ist es immer gefährlich, sich irgendeiner Depression auszusetzen. Verzichte auf deine Einstellung, und ich verzichte auf meine. Wir wählen gemeinsam 104, genießen es miteinander, dann behältst du es bei, und ich programmiere meine normale sachlich-nüchterne Haltung. In mir wird dann der Wunsch entstehen, für einen Sprung hinauf aufs Dach zu gehen, nach dem Schaf zu sehen und nachher ins Büro zu gehen, und du sitzt nicht hier herum und brütest ohne Fernsehen vor dich hin.« Er ließ ihre langen, schlanken Finger los und ging durch die geräumige Wohnung hinüber ins Wohnzimmer, wo es noch ein wenig nach Zigaretten von gestern abend roch. Er bückte sich und schaltete den Fernseher ein.

Aus dem Schlafzimmer erklang Irans Stimme: »Ich vertrage vor dem Frühstück kein Fernsehen!«

»Dann wähle 888«, gab Rick zurück und wartete auf das Anwärmen des Geräts.

»Ich habe im Augenblick überhaupt keine Lust, irgend etwas einzustellen.«

»Dann wähle 3«, sagte er.

»Ich kann doch nicht eine Einstellung wählen, die in meiner Großhirnrinde den Wunsch zum Wählen wachruft! Wenn ich nicht wählen will, dann will ich schon gar nicht das wählen, weil ich dann nämlich wählen will, und das Wählenwollen erscheint mir im Augenblick als der denkbar abwegigste Drang. Ich will nichts weiter als hier auf der Bettkante sitzen und zu Boden starren.«

Er drehte den Fernseher laut. Die dröhnende Stimme von Buster Freundlich füllte den Raum. »Hallo, Freunde! Jetzt wird es Zeit für einen kurzen Blick auf unser heutiges Wetter. Der

Satellit Mungo meldet, daß der radioaktive Niederschlag gegen Mittag besonders stark sein wird, um dann später etwas abzuflauen. Wer von den Hörern sich also ins Freie wagen will ...« Iran tauchte in ihrem langen, knisternden Nachthemd neben ihm auf und schaltete den Fernseher aus. »Schon gut, ich gebe es auf. Ich wähle, was du willst, selbst äußerste sexuelle Verzückung – mir ist so hundeelend, daß ich selbst das über mich ergehen lasse.«

»Ich stelle die Orgeln für uns beide ein«, sagte Rick und führte sie ins Schlafzimmer zurück. Dann trat er an ihr Pult und programmierte 594: freudige Anerkennung der geistigen Überlegenheit des Ehemannes in allen Dingen. An seinem eigenen Pult wählte er eine frische und schöpferische Einstellung zur eigenen Arbeit, obgleich er sie kaum nötig hatte.

Nach einem hastigen Frühstück – er hatte durch den Wortwechsel mit seiner Frau viel Zeit verloren – stieg er in seinen Ausgehanzug, zu dem auch sein Mountibank-Bleischutzstück, Modell Ajax, gehörte, hinauf zur Weide auf dem Flachdach, wo sein elektrisches Schaf »graste«. Hier mampfte dieses Meisterwerk der Technik scheinbar zufrieden vor sich hin und führte alle anderen Hausgenossen an der Nase herum.

Natürlich bestanden sicher auch einige ihrer Tiere aus elektronischen Schaltungen unter einem geschickt geformten Äußeren. Er hatte selbstverständlich nie seine Nase in diese Dinge gesteckt, wie auch die Nachbarn sich nie um das Innenleben seines Schafes kümmerten. Nichts wäre unhöflicher gewesen.

Die mit radioaktiven Partikeln gesättigte Morgenluft umgab ihn grau und wolkenverhangen und stach ihm in die Nase. Unwillkürlich glaubte er den Tod zu riechen. Aber das ist wohl übertrieben, sagte er sich, als er auf das Rasenstück zuging, das ihm zusammen mit der viel zu großen Wohnung gehörte. Das Erbe des letzten Weltkriegs ließ in der Wirkung schon nach. Wer den Staub nicht vertragen konnte, war schon seit Jahren vergessen. Die Strahlung war jetzt schwächer und traf die kräf-

tigen Überlebenden; sie verwirrte nur noch den Geist und schädigte die Fortpflanzungsfähigkeit. Trotz seines Bleischutzes drang der Staub zweifellos auch in ihn ein und durchsetzte ihn täglich, bis er sich endlich zur Auswanderung entschloß, mit einer kleinen Ladung verderblichen Gifts. Bisher hatten die monatlichen Untersuchungen regelmäßig seinen Normalzustand bestätigt: Er war in der Lage, sich innerhalb der gesetzlichen Grenzen fortzupflanzen. Aber schon im nächsten Monat konnten die Ärzte des Police Department von Los Angeles etwas anderes finden. Ständig tauchten neue »Sonderfälle« auf.

Zur Zeit verbreiteten Plakate, Fernsehwerbung und Postwurfsendungen der Regierung das Motto: »Emigrieren oder degenerieren! Wählen Sie selbst!« Sehr wahr, dachte Rick, als er das Tor zu seiner Miniaturweide öffnete und auf sein elektrisches Schaf zuging. Aber ich kann nicht emigrieren, sagte er sich. Mein Job hält mich hier.

Der Besitzer der benachbarten Weide, sein Wohnnachbar Bill Barbour, rief ihm einen Gruß zu. Auch er trug schon, wie Rick, seine Arbeitskleidung.

»Mein Pferd ist trächtig«, verkündete Barbour strahlend. Er deutete auf seinen mächtigen Percheron, der ein wenig blicklos ins Leere starrte. »Was sagen Sie dazu?«

»Was soll ich sagen? Dann werden Sie bald zwei Pferde besitzen«, antwortete Rick. Er stand jetzt vor seinem Schaf. Es lag da und hielt seinen Blick wachsam auf ihn gerichtet, ob er nicht vielleicht einen Leckerbissen mitgebracht hatte. Das nachgemachte Schaf enthielt nämlich eine auf Kornflocken ansprechende Schaltung. Beim Anblick solcher beliebter Frühstücksflocken rappelte es sich in recht überzeugender Weise auf und kam zu seinem Besitzer.

»Wovon soll es denn trächtig sein?« fragte Rick. »Vom Wind?«

»Ich habe von dem besten Samenplasma gekauft, das in ganz Kalifornien zu haben ist«, erklärte Barbour. »Durch gewisse

Beziehungen, die ich zum Staatlichen Zuchtamt habe. Erinnern Sie sich nicht mehr, daß letzte Woche der Veterinärinspektor hier war und Judy untersucht hat? Sie sind ganz scharf auf das Fohlen, weil Judy so ein unvergleichliches Tier ist.« Barbour tätschelte seinem Pferd liebevoll den Hals.

»Haben Sie schon mal daran gedacht, Ihr Pferd zu verkaufen?« fragte Rick. Er hätte zu gern ein Pferd gehabt oder irgendein Tier. Einen solchen Schwindel zu besitzen und zu unterhalten, demoralisierte ihn allmählich. Und doch mußte es aus gesellschaftlichen Gründen sein, wenn man schon nichts Echtes besaß. Barbour sagte entrüstet: »Es wäre unmoralisch von mir, mein Pferd zu verkaufen.«

»Dann verkaufen Sie doch das Fohlen. Zwei Tiere zu besitzen ist noch unmoralischer, als gar keins zu haben.«

Verwundert entgegnete Barbour: »Wie meinen Sie das? Viele Leute haben doch zwei Tiere oder gar drei und vier. Fred Washborne, dem die Algenaufbereitung gehört, in der mein Bruder arbeitet, besitzt sogar fünf Tiere. Haben Sie in der gestrigen Chronikle den Artikel über seine Ente gelesen? Angeblich soll es die größte und schwerste Moscovy an der ganzen Westküste sein.«

Rick suchte in seinen Rocktaschen und fand schließlich das abgegriffene, zerlesene Januarheft von Sidneys Tier- und Geflügel-Katalog. Er schlug im Register nach, fand unter »Fohlen« den Hinweis »siehe Pferde, Jgt.« und hatte sogleich den allgemeinen Richtpreis zur Hand! »Bei Sidney könnte ich ein Fohlen für fünftausend Dollar kaufen«, sagte er laut.

»Können Sie nicht«, widersprach Barbour. »Sehen Sie sich die Liste noch einmal genauer an. Der Preis ist kursiv gedruckt. Das bedeutet, daß keine Fohlen vorrätig sind, es wäre nur der Preis, falls sie welche hätten.«

»Und wenn ich Ihnen zehn Monate lang monatlich fünfhundert Dollar zahle?« schlug Rick vor. »Den vollen Katalogpreis?«

Mitleidig sagte Barbour: »Deckard, Sie verstehen eben doch nichts von Pferden. Es hat seinen guten Grund, warum Sidney keine Percheron-Fohlen anbieten kann. Sie sind zu selten, sogar die verhältnismäßig minderwertigen.« Er lehnte sich mit einer Handbewegung über ihren gemeinsamen Zaun. »Ich habe Judy jetzt seit drei Jahren. In dieser Zeit ist mir nicht ein einziges Mal eine ähnlich gute Percheron-Stute über den Weg gelaufen. Als ich sie kaufte, mußte ich extra bis nach Kanada fliegen, und ich habe sie persönlich hergefahren, damit sie mir unterwegs nicht gestohlen wurde ...« Rick unterbrach ihn: »Aber wenn Sie zwei Pferde haben und ich keins, so verstößt das doch gegen sämtliche theologischen und moralischen Grundsätze des Mercerismus.«

»Sie haben Ihr Schaf. Sie können doch den Aufstieg in Ihrem privaten Leben vollziehen, und wenn Sie die beiden Hebel des psychologischen Einfühlungsvermögens in die Hand bekommen, können Sie ehrenhaft weiterkommen. Sicher, wenn ich zwei Tiere hätte und Sie gar keins, würde ich dazu beitragen, Sie der wahren Einswerdung mit Mercer zu berauben. Aber jede Familie in diesem Haus – warten Sie mal, jedes dritte Apartment ist bewohnt, also müssen es fünfzig sein – jede Familie besitzt irgendein Tier. Graveson gehört das Huhn da drüben.« Er deutete nach Norden. »Oakes und seine Frau haben den großen, roten Hund, der nachts immer bellt.« Er überlegte. »Ich glaube, Smith hält unten in seiner Wohnung eine Katze. Jedenfalls behauptet er es, gesehen hat sie noch niemand. Möglich, daß er nur damit angibt.«

Rick ging hinüber zu seinem Schaf, bückte sich und tastete in der dicken weißen Wolle nach dem versteckten Kontrollmechanismus. Vor Barbours Augen klappte er den Deckel auf und enthüllte das Schaltbrett.

»Sehen Sie?« sagte er zu Barbour. »Jetzt verstehen Sie vielleicht, warum ich das Fohlen so dringend haben möchte.«

Nach einer langen Pause sagte Barbour: »Armer Kerl. War

es schon immer so?«

»Nein.« Rick klappte den Deckel an seinem elektrischen Schaf zu, richtete sich auf und sah seinen Nachbarn an. »Zuerst hatte ich ein richtiges Schaf. Mein Schwiegervater hat es uns geschenkt, als er auswanderte. Dann, vor ungefähr einem Jahr, kam das Unglück. Vielleicht erinnern Sie sich noch, wie ich es zum Tierarzt brachte. Sie waren doch an dem Morgen hier oben, als ich es auf der Seite liegend vorfand.«

»Sie haben es auf die Beine gestellt«, erinnerte sich Barbour und nickte. »Ja, Sie haben es noch einmal hochgebracht, aber nach ein paar Schritten ist es wieder umgefallen.«

Rick sagte: »Schafe bekommen die seltsamsten Krankheiten. Sie können nicht mehr aufstehen, und man kann nie feststellen, wie ernst die Sache ist, ob es sich nur um ein verstauchtes Bein oder um Tetanus handelt. Daran ist mein Schaf eingegangen: an Tetanus.«

»Hier oben?« fragte Barbour. »Hier auf dem Dach?«

»Das Heu war schuld«, erklärte Rick. »Einmal habe ich nicht den ganzen Draht von dem Ballen abbekommen. Ein Stückchen Draht blieb dran, und Groucho wurde am Bein geritzt und zog sich Tetanus zu. Ich brachte Groucho zum Tierarzt. Dort ging er ein. Ich überlegte eine Weile, dann rief ich eine der Firmen an, die künstliche Tiere herstellen, zeigte den Leuten ein Foto von Groucho, und sie haben mir das hier geliefert.« Er deutete auf das im Gras liegende Ersatztier, das ihn immer noch aufmerksam beobachtete, ob er nicht vielleicht doch Kornflocken in der Tasche hatte.

»Eine ausgezeichnete Arbeit. Ich beschäftige mich genauso viel und so gründlich damit, wie mit einem echten Tier. Aber...« Er zuckte die Achseln.

»Es ist eben nicht dasselbe«, beendete Barbour den angefangenen Satz.

»Aber fast. Es ist nicht viel anders als bei einem echten Tier, man muß es immer im Auge behalten. Manchmal gehen diese

Dinger kaputt, und dann weiß jeder im ganzen Haus Bescheid. Ich habe es schon sechsmal in der Reparatur gehabt.« Er fügte hinzu: »Auf dem Wagen der Reparaturfirma steht natürlich ›Tierklinik Sowieso‹, und der Fahrer trägt einen weißen Kittel wie ein richtiger Tierarzt.« Plötzlich warf er einen Blick auf seine Uhr und merkte, wie spät es geworden war. »Ich muß zur Arbeit«, sagte er. »Bis heute abend.« Als er auf seinen Wagen zuging, rief ihm Barbour eilig nach: »Ich werde natürlich zu keinem hier im Haus etwas sagen.«

Rick hielt inne und wollte sich bedanken, aber dann überkam ihn etwas von der Verzweiflung, über die Iran gesprochen hatte, und er murmelte: »Ich weiß nicht recht, vielleicht ist es ganz gleichgültig.«

»Aber man wird Sie über die Schulter ansehen. Nicht alle, aber einige. Sie wissen doch, wie die Leute sind, wenn man sich um kein Tier kümmert. In ihren Augen ist das unmoralisch und gefühllos.«

»Mein Gott!« rief Rick verzagt. »Ich möchte doch ein Tier haben. Ich versuche schon so lange, eins zu kaufen. Aber bei meinem Gehalt als städtischer Angestellter ...« Ja, wenn ich wieder einmal Glück hätte, dachte er. Wie damals vor zwei Jahren, wo ich vier Andys innerhalb eines Monats erwischt habe. Wenn ich damals gewußt hätte, daß Groucho eingehen würde ... Aber das war noch vor dem Tetanusanfall.

»Sie könnten sich doch eine Katze kaufen«, schlug Barbour vor.

Rick sagte ruhig: »Ich will kein Haustier. Wie gesagt, möchte ich ein großes Tier haben. Ein Schaf oder, wenn ich das Geld dafür zusammenbringe, eine Kuh, einen Stier, oder – wie Sie – ein Pferd.« Die Prämie für fünf erledigte Andys würde dafür schon reichen, fiel ihm ein. Tausend Doller pro Stück, zusätzlich zum Gehalt. Dann könnte ich sicher irgend jemandem das abkaufen, was ich gern haben möchte.

Aber zuerst müssen diese fünf Androiden von einem der ko-

lonisierten Planeten auf die Erde gelangen, überlegte er. Daran kann ich nichts machen, und es müßte schon so sein, daß diese Andys sich im Bereich Nordkalifornien niederlassen, und dann müßte noch Dave Holden, der erste Prämienjäger, sterben oder pensioniert werden.

»Kaufen Sie sich doch eine Grille«, schlug Barbour witzig vor. »Oder eine Maus. Mann, für fünfundzwanzig Dollar bekommen Sie doch schon eine ausgewachsene Maus!«

Rick sagte nur: »Ihr Pferd könnte genauso eingehen wie Groucho. Wenn Sie heute abend von der Arbeit zurückkommen, kann es schon auf dem Rücken liegen und alle viere in die Luft strecken, wie ein Käfer. Oder, wenn Ihnen das lieber ist, wie eine Grille.«

Mit dem Autoschlüssel in der Hand ging er weg.

»Entschuldigen Sie, wenn ich Sie gekränkt habe«, sagte Barbour unsicher.

Schweigend schloß Rick die Tür seines Schwebewagens auf. Für seinen Nachbarn hatte er kein einziges Wort mehr übrig.

2

In einem gigantischen, leeren verfallenen Gebäude, das einst Tausenden Unterkunft bot, läuft in einem der unbewohnten Räume noch ein einsamer Fernsehapparat.

Diese herrenlose Ruine war vor dem letzten Weltkrieg gepflegt und ordentlich gehalten. Hier in dieser Gegend befanden sich damals die Vororte von San Franzisko und konnten mit dem schnellen Schienenbus von der City aus erreicht werden. Die ganze Halbinsel glich einem gewaltigen lebendigen Baum voller schnatternder Vögel. Inzwischen jedoch waren die wachsamen Hauseigentümer gestorben oder in eine der Kolonialwelten ausgewandert. Die meisten waren gestorben – es war ein sehr kostspieliger Krieg geworden, trotz aller zuver-

sichtlichen Voraussagen des Pentagons.

Es erinnerte sich auch niemand mehr daran, warum der Krieg ausgebrochen war oder wer – falls überhaupt – ihn gewonnen hatte. Niemand konnte die Herkunft des tödlichen Staubes erklären, der den größten Teil des Globus verseucht hatte.

Zuerst waren seltsamerweise die Eulen gestorben. Damals war es den meisten Leuten fast komisch vorgekommen, wie die dicken, plusterigen weißen Vögel überall auf Höfen und Straßen herumlagen. Da die Eulen sich auch zu Lebzeiten nie vor der Dämmerung hervorwagten, waren sie niemandem aufgefallen. Den Eulen folgten natürlich die meisten anderen Vögel, aber inzwischen hatte man das Geheimnis bereits enträtselt und analysiert. Schon vor dem Krieg war ein bescheidenes Kolonisationsprogramm angelaufen, aber jetzt, wo die Sonne nicht über der Erde schien, trat die Kolonisation in eine völlig neue Phase. Der Synthetische Freiheitskämpfer, ursprünglich eine Erfindung der Waffentechnik, war in Verbindung mit diesem Programm abgewandelt worden. Der humanoide Roboter funktionierte auch in jeder fremden Welt – strenggenommen handelte es sich um einen organischen Androiden – und wurde nun der Packesel des Kolonisationsprogramms. Nach einem UN-Gesetz erhielt jeder Auswanderer automatisch einen Androiden des Typs, den er sich wünschte. Um 1990 war die Zahl der verschiedenen Typen ebenso unübersichtlich geworden wie bei den amerikanischen Autos der sechziger Jahre. Der Androide wurde zum besten Lockmittel. Um bei einem alten Vergleich zu bleiben: Er war die Karotte, der radioaktive Niederschlag der Stock für den Esel. Die UNO machte die Auswanderung einfach, das Bleiben schwierig, wenn nicht unmöglich. Wer auf der Erde blieb, mußte damit rechnen, von heute auf morgen als biologisch untauglich eingestuft zu werden, als eine Bedrohung des überkommenen Erbes der Rasse. Wenn ein Bürger erst einmal zu einem Sonderfall wurde, schied er aus der menschli-

chen Gesellschaft aus, selbst wenn er sich zur Sterilisation bereit erklärte. Er hörte praktisch auf, Bestandteil der Menschheit zu sein.

Dennoch weigerten sich hier und da die Leute zu emigrieren, obwohl es vernunftwidrig war. Aber vielleicht erschien ihnen die Erde, so entstellt sie auch sein mochte, doch als vertraute Heimat, an der man hängt. Vielleicht hofften die Zurückgebliebenen auch, daß die Staubschicht über der Erde eines Tages wieder verschwinden würde. Jedenfalls blieben Tausende zurück, zumeist in den Stadtgebieten, wo man einander sehen und sich gegenseitig durch das bloße Vorhandensein Mut machen konnte. Außerdem aber gab es in den Vororten noch in einer praktisch menschenleeren Umgebung vereinzelte dubiose Fälle. Zu ihnen gehörte auch John Isidore. Er rasierte sich im Bad und ließ sich dabei von dem im Wohnzimmer stehenden Fernseher berieseln. In den ersten Tagen nach dem Krieg war er einfach hierhergekommen und geblieben. In jener schrecklichen Zeit hatte niemand so recht gewußt, was er tun sollte. Ganze Volksgruppen zogen, vom Krieg entwurzelt, umher, ließen sich zunächst hier, dann dort nieder. Damals war der radioaktive Niederschlag sporadisch und regional unterschiedlich stark. Einige amerikanische Bundesstaaten waren nahezu niederschlagsfrei, während andere völlig verseucht waren. Die vertriebenen Menschen flohen vor dem Staub. Die Halbinsel südlich von San Franzisko war erst noch staubfrei, und so ließen sich große Menschenmengen hier nieder. Als der Staub dann doch kam, starben einige, andere wanderten aus. J. R. Isidore blieb.

Der Fernseher plärrte: »... kommen die herrlichen Zeiten der Südstaaten vor dem Bürgerkrieg wieder! Ob Leibdiener oder unermüdliche Feldarbeiter – der maßgeschneiderte humanoide Roboter wird ganz Ihren Wünschen angepaßt! Sie erhalten ihn bei Ihrer Ankunft als kostenloses Geschenk, reichlich ausgestattet, genau nach den Angaben gebaut, die Sie vor Ihrer Ab-

reise machen. Dieser treue und wartungsfreie Begleiter des Menschen ist die größte und kühnste Errungenschaft der neueren Zeit. Er wird Ihnen ...«

So ging es weiter und weiter.

Hoffentlich komme ich nicht zu spät zur Arbeit, dachte Isidore beim Rasieren. Er besaß keine richtiggehende Uhr. Normalerweise verließ er sich auf die Zeitansage im Fernsehen, aber heute war offenbar der interplanetarische Feiertag.

Jedenfalls behauptete das Fernsehen, es handle sich um den fünften – oder sechsten? – Jahrestag der Gründung von Neu-Amerika, der wichtigsten amerikanischen Siedlung auf dem Mars. Mit seinem beschädigten Fernsehgerät empfing er nur den einen Sender, der vom Staat betrieben wurde. In Ermangelung privater Kundschaft stellte die Regierung in Washington mit ihrem Auswanderungsprogramm den einzigen Auftraggeber für Werbeeinblendungen dar. Isidore war gezwungen, das alles mit anzuhören.

»Fragen wir einmal Mrs. Maggie Klugman«, empfahl der Ansager John Isidore, der viel lieber die Zeit gehört hätte. »Als neue Auswanderin zum Mars hatte Mrs. Klugman bei einem Interview in New York folgendes zu sagen – Mrs. Klugman, wenn Sie Ihr Leben auf der verseuchten Erde mit dem herrlichen Dasein hier vergleichen, wo Ihnen jede erdenkliche Möglichkeit offensteht, was würden Sie dann sagen?« Eine Pause, dann antwortete eine müde, ältliche Frauenstimme: »Was mir und meiner dreiköpfigen Familie am meisten auffiel, war die Würde.«

»Die Würde, Mrs. Klugman?«

»Ja«, antwortete Mrs. Klugman, Neubürgerin des Mars. »Das ist schwer zu erklären. Einen Dienstboten zu besitzen, auf den man sich in diesen schweren Zeiten verlassen kann – das finde ich einfach beruhigend.«

»Sagen Sie, Mrs. Klugman, machten Sie sich früher, als Sie noch auf der Erde waren, auch Sorgen darum, als – hm – Son-

derfall eingestuft zu werden?«

»Ach, mein Mann und ich haben uns halb zu Tode geängstigt. Nach der Auswanderung ist diese Sorge natürlich von uns genommen, glücklicherweise für immer.«

Für mich auch, dachte John Isidore bissig. Auch ich habe diese Sorge nicht mehr, ohne ausgewandert zu sein.

Er war nun schon seit mehr als einem Jahr ein Sonderfall, was nicht nur seine mißgebildeten Gene betraf. Schlimmer war, daß er beim Test zur Feststellung eines Minimums an Geistesgaben durchgefallen war. Damit galt er als geistig minderbemittelt. Trotzdem existierte er. Er fuhr für eine Reparaturfirma für nachgemachte Tiere einen Lieferwagen. Der düstere, wortkarge Hannibal Sloat, Chef der »Van Ness Haustier-Klinik« behandelte ihn als Menschen, und dafür war er ihm dankbar.

»Und Ihr Gatte, Mrs. Klugman, fühlte sich auch nicht sicher«, fuhr der Sprecher fort, »obgleich er eine unbequeme bleierne Strahlungsschutzkleidung besaß und auch ständig trug?«

»Mein Mann ...«, begann Mrs. Klugman, aber in diesem Augenblick war Isidore mit Rasieren fertig, rannte hinüber ins Wohnzimmer und schaltete ärgerlich den Fernseher aus.

Schweigen. Es schlug ihm von jedem Möbel und von den Wänden entgegen und traf ihn mit so schrecklicher Gewalt wie ein übermächtiger Stromstoß. Es stieg vom Fußboden auf, von dem zerschlissenen grauen Bodenbelag. Es entstieg auch den kaputten oder beschädigten Küchengeräten, den toten Maschinen, die schon nicht mehr funktioniert hatten, als Isidore hier einzog. Es strömte aus der nutzlosen Stehlampe im Wohnzimmer und verschmolz mit dem unerträglichen Schweigen, das sich von der fleckigen Zimmerdecke her absenkte. Dieses Schweigen ging tatsächlich von jedem Gegenstand in seinem Blickfeld aus, als ob es an die Stelle der greifbaren Dinge treten wollte. Daher schmerzte es nicht nur in seinen Ohren, sondern auch in seinen Augen.

Isidore fragte sich, ob die anderen, die auf der Erde geblieben waren, die Leere auch so empfanden. Oder lag das nur an seiner biologischen Eigenart, seinem gestörten Empfindungsvermögen? Eine interessante Frage, dachte Isidore. Aber mit wem sollte er darüber reden? Er lebte allein in diesem verfallenen blinden Gebäude mit seinen tausend menschenleeren Wohnungen, das, wie alle anderen Bauwerke auch, Tag für Tag mehr seinem unwiderruflichen Ende als Ruinenhaufen entgegenging.

Bis dahin würde er natürlich längst tot sein – auch ein interessantes Ereignis, an das er denken mußte, als er mitten in seinem gespenstischen Wohnzimmer stand. Na schön, dachte er, gehen wir wieder an die Arbeit.

Er streckte schon die Hand nach dem Türknopf aus; die Tür öffnete ihm den Weg hinaus auf den unbeleuchteten Korridor; er schreckte vor der gähnenden Leere des riesigen Gebäudes zurück. Da draußen lauerte sie, diese Leere, die vorhin schon gierig züngelnd in seine Wohnung eingedrungen war.

Gott im Himmel! dachte er und schloß die Tür wieder. Er war noch nicht bereit für den Weg über hallende Treppen hinauf zum leeren Dach, wo er kein Tier besaß und wo das Echo seiner eigenen Schritte ihm entgegenschlug.

Es wird Zeit, die Griffe zu packen, sagte er sich und ging hinüber ins Wohnzimmer zu seinem schwarzen Gefühlskasten.

Als er das Gerät einschaltete, rief der elektrische Strom den gewohnten schwachen Geruch nach negativen Ionen hervor. Er atmete ihn gierig ein und fühlte sofort den inneren Auftrieb. Dann glomm die Kathodenröhre wie die matte Imitation eines Fernsehbildes. Eine Collage erschien, ein Gewirr von Farben, Streifen und Formen. Er holte tief Luft, sammelte sich und nahm die Griffe fest in beide Hände.

Ein Bild formte sich. Plötzlich sah er die berühmt gewordene Landschaft, den alten, braunen, kahlen Hang, von dem vereinzelte Stauden von Unkraut wie verdorrte Knochen schräg in

einen trüben sonnenlosen Himmel aufragten. Eine Gestalt quälte sich den Hügel hinan – ein alter Mann in einem stumpffarbenen, weiten Umhang, der so ärmlich wirkte, als sei er ein Stück des feindlich-leeren Himmels. Dieser Mann, es war Wilbur Mercer, kämpfte sich voran; John Isidore umklammerte die beiden Griffe und merkte, wie das Wohnzimmer um ihn allmählich verschwand. Die Wände lösten sich auf, er nahm sie nicht mehr wahr. Statt dessen betrat er, wie schon so oft, die düstere Landschaft unter einem düsteren Himmel. Gleichzeitig beobachtete er nicht mehr als Zuschauer den Aufstieg des alten Mannes. Seine eigenen Füße suchten jetzt Halt auf den losen Steinen, er spürte unter seinen Sohlen den harten Druck des Gerölls, und wieder roch er den ätzenden Dunst; es war kein irdischer Himmel, sondern der Himmel einer fremden, fernen Gegend, in die er durch den Gefühlskasten versetzt wurde. Der Wandel hatte sich auf die gewohnte verblüffende Art und Weise vollzogen. Er wurde physisch eins mit Wilbur Mercer und identifizierte sich auch geistig und seelisch mit ihm. Genau dasselbe Wunder erlebte im gleichen Augenblick jeder, der hier auf der Erde oder auf einem der Kolonialplaneten in dieser Sekunde die beiden Griffe packte. Er nahm sie wahr, diese anderen, verspürte den Wirrwarr ihrer Gedanken, hörte in seinem Gehirn den Lärm ihrer vielfältigen Existenzen. Ihnen wie auch ihm war nur eines wichtig: dieses Einswerden ihrer Seelen konzentrierte ihre Aufmerksamkeit auf den Berg, das Klettern, die Notwendigkeit des Aufstiegs. Er vollzog ihn Schritt um Schritt, langsam und beinahe unmerklich. Aber es war ein Aufstieg! Höher! dachte er, als unter seinem Fuß Steine rollten. Heute sind wir höher als gestern, und morgen ... Er, diese Sammelgestalt des Wilbur Mercer, blickte hinauf und taxierte den bevorstehenden Aufstieg. Kein Ende abzusehen. Zu weit entfernt. Aber irgendwo lockte der Gipfel.

Ein Stein flog auf ihn zu und traf ihn am Arm. Er fühlte den Schmerz. Er drehte sich halb um, da sauste ein zweiter Stein

dicht an ihm vorbei und prallte auf den Boden. Bei diesem Geräusch schreckte er zusammen. Wer? dachte er und suchte nach seinem Peiniger. Es waren die alten Widersacher, die sich am äußersten Rande seines Blickfeldes bemerkbar machten. Sie waren ihm auf dem ganzen Weg gefolgt und würden bis zum Gipfel bei ihm bleiben. Sie – oder es?

Dieser Gipfel fiel ihm wieder ein, wo der Boden plötzlich flacher wurde, das Klettern aufhörte und der andere Teil begann. Wie oft hatte er das so hinter sich gebracht? Die verschiedenen Aufstiege verschwammen, Zukunft und Vergangenheit flossen ineinander, das schon Erlebte und das noch zu Erlebende wurden eins, und übrig blieb nur der Augenblick, die kurze Rastpause, wo er sich mit der Hand über die schmerzende Stelle am Arm rieb. Gott, dachte er müde, das soll Gerechtigkeit sein? Warum muß ich allein hier oben stehen und mich von etwas quälen lassen, das ich nicht einmal sehen kann? Dann wurden in ihm die verworrenen Stimmen aller anderen, die mit ihm eins waren, laut und das Gefühl der Einsamkeit verschwand.

Ihr habt es auch gespürt, dachte er. Ja, antworteten die Stimmen. Der Stein hat uns getroffen, am linken Arm, und es tut scheußlich weh. Okay, sagte er, dann machen wir uns besser wieder auf den Weg. Er ging weiter, und alle anderen begleiteten ihn auf der Stelle. Einmal war es anders gewesen, erinnerte er sich. Bevor der Fluch über ihn gekommen war, in einem früheren, glücklicheren Leben. Seine Pflegeeltern, Frank und Cora Mercer, hatten ihn entdeckt, wie er in einem Gummischlauchboot, dem Rettungsboot eines Flugzeugs, vor der Küste von Neuengland trieb – oder war es Mexiko, nahe dem Hafen von Tampico? An Einzelheiten erinnerte er sich nicht mehr genau. Er verlebte eine frohe Kindheit. Er liebte alles Lebendige, insbesondere die Tiere, und für eine Weile besaß er sogar die Gabe, tote Tiere wieder zum Leben zu erwecken. Er lebte zusammen mit Kaninchen und Käfern entweder auf der Erde

oder einer Kolonialwelt, auch das hatte er inzwischen vergessen. Aber er erinnerte sich noch an die Mörder. Sie hatten ihn als Mißgeburt, als abartig, verhaftet, weil er ein ganz besonderer Sonderfall war. Und danach war alles ganz anders geworden.

Nach geltendem Recht war die Fähigkeit der Zeitumkehrung, durch die Tote ins Leben zurückkehrten, verboten, das hatten sie ihm schon in seinem sechzehnten Lebensjahr klargemacht. Noch ein Jahr lang tat er es heimlich, in den immer noch vorhandenen Wäldern, aber eine alte Frau, die er nicht kannte und von der er noch nie etwas gehört hatte, verriet ihn. Ohne Zustimmung seiner Eltern beschossen sie – die Mörder – das besondere Lymphknötchen in seinem Hirn, das sich dort gebildet hatte, mit radioaktivem Kobalt. Er wurde dadurch in eine andere Welt versetzt, von deren Existenz er nie etwas geahnt hatte. Es war ein dunkles Loch, gefüllt mit Leichen und bleichenden Knochen und jahrelang kämpfte er darum, herauszukommen. Die Geschöpfe, die ihm am nächsten standen, waren verschwunden, ausgelöscht. Übrig blieben nur verwesende Glieder.

Schließlich erzählte ihm ein Vogel, der zum Sterben hierhergekommen war, wo er sich befand. Er war in die Unterwelt hinabgesunken. Nie würde er sich befreien können, bis die verstreuten Gebeine wieder zu lebenden Kreaturen zusammengewachsen waren. Er war in den Kreislauf anderer Leben verstrickt und konnte nicht wieder auferstehen, ehe sie nicht auch auferstanden waren.

Wie lange dieser Teil des Kreislaufs dauerte, wusste er nicht. Da sich im großen und ganzen nichts ereignete, gab es kein Maß und keine Zeit. Aber zuletzt setzten die Knochen wieder Fleisch an, die leeren Augenhöhlen füllten sich, neue Augen blickten, und wiederhergestellte Münder, Mäuler und Schnäbel schnatterten, bellten, krächzten, miauten.

Möglich, daß er dies alles bewirkt hatte. Vielleicht hatte sich

das übernatürliche Organ in seinem Gehirn schließlich neu gebildet. Vielleicht war es auch nicht sein Werk.

Es mochte genauso gut ein ganz natürlicher Vorgang sein. Jedenfalls sank er nun nicht mehr tiefer. Zusammen mit den anderen begann er seinen Aufstieg. Isidore stand da, hielt die beiden Griffe fest, fühlte sich eins mit allem Lebendigen und ließ schließlich nur ungern los. Er mußte aufhören und außerdem schmerzte sein Arm und blutete an der Stelle, wo ihn der Stein getroffen hatte.

Er ließ die Griffe los, untersuchte seinen Arm und wankte schließlich ins Bad, um den Riss auszuwaschen. Es war nicht die erste Wunde, die er bei der Vereinigung mit Mercer empfing, und es würde wahrscheinlich auch nicht die letzte sein. Manche Leute, insbesondere ältere, waren daran schon gestorben, die meisten auf dem Gipfel des Berges, wo die Qualen erst so richtig anfingen. Ob ich diesen Teil wohl noch einmal durchstehe? überlegte er, als er sich die Verletzung auswusch. Es bestand immer die Gefahr eines Herzstillstandes. Da wäre es schon besser, in der Stadt zu leben, wo in jedem größeren Gebäude ein Arzt mit einem Elektroschockapparat zur Verfügung steht. Ganz allein hier in dieser Gegend, das war zu riskant.

Aber er wusste, daß er es trotzdem wagen würde.

Mit einem Papiertuch wischte er sich den verletzten Arm ab. Da hörte er weit weg den gedämpften Klang eines Fernsehers.

Da ist jemand im Haus! dachte er erschrocken und konnte es kaum fassen. Mein Apparat ist es nicht, den habe ich ausgeschaltet, und ich spüre, wie der Fußboden vibriert. Es kommt von unten, aus einem ganz anderen Stockwerk! Ich bin hier nicht mehr allein. Erst allmählich wurde ihm das klar. Ein anderer war hier eingezogen, hatte sich eine der leerstehenden Wohnungen angeeignet, und zwar so nahe, daß er ihn hören konnte. Muss im zweiten oder dritten Stock sein, sicher nicht tiefer. Moment mal, dachte er hastig, was tut man, wenn ein

neuer Nachbar einzieht? Man bringt ihm etwas, sagte er sich. Eine Tasse Wasser, oder besser noch Milch. Ja – Milch oder Mehl oder vielleicht ein Ei. Oder vielmehr die entsprechenden Ersatzprodukte.

Er sah in seinem Kühlschrank nach – der Kompressor hatte längst den Geist aufgegeben – und entdeckte einen nicht sehr vertrauenerweckend aussehenden Würfel Margarine. Damit machte er sich aufgeregt und mit Herzklopfen auf den Weg nach unten.

3

Auf dem Weg zur Arbeit machte Rick Deckard einen Abstecher in die Straßen der Tierhandlungen und strich nachdenklich vor den Schaufenstern eines der größten Fachgeschäfte von San Franzisko herum. Im Zentrum der langen Fensterfront hockte in einem geheizten Plastikkäfig ein Reiher und erwiderte starr seinen Blick. Nach Angabe des Etiketts am Käfig war der Vogel gerade erst aus dem Zoo von Cleveland eingetroffen. Es war der einzige Reiher an der ganzen Westküste. Nachdem Rick das Tier betrachtet hatte, blieb er noch eine Weile mit grimmiger Miene vor dem Preisschild stehen. Dann fuhr er weiter zum Gerichtsgebäude in der Lombard Street, in dem auch die Polizeizentrale untergebracht war. Er erschien eine Viertelstunde zu spät an seinem Schreibtisch.

Er schloß gerade die Tür zu seinem Büro auf, da rief Polizeiinspektor Harry Bryant, sein Vorgesetzter, seinen Namen. Bryant war ein nachlässig gekleideter Mann mit Schlappohren, rotem Haar und klugen Augen, dem nie etwas Wesentliches entging.

»Wir treffen uns um 9.30 Uhr in Dave Holdens Büro!«

Während er sprach, blätterte er kurz einen Stapel von Briefkopien durch. Beim Weggehen sagte er noch über die Schulter:

»Holden liegt mit einer Laserwunde am Rückgrat im Mount-Zion-Hospital. Er muß noch mindestens einen Monat dort bleiben, bis einer von diesen neuen plastisch-organischen Rückenwirbeln eingewachsen ist.«

»Was ist denn passiert?« fragte Rick schaudernd. Gestern war der Chef-Prämienjäger der Polizei noch wohlauf. Er wohnte im vornehmen Prominentenviertel der Stadt am Nob Hill, einem dichter besiedelten Stadtteil.

Bryant murmelte etwas wie ›neun-dreißig in Holdens Büro‹ in seinen Bart und ließ Rick einfach stehen.

Als Rick sein Büro betrat, hörte er hinter sich die Stimme von Ann Marsten, seiner Sekretärin. »Mr. Deckard, haben Sie schon gehört, was Mr. Holden passiert ist? Er wurde angeschossen.« Sie folgte ihm in sein stickiges Büro und setzte das Luftfiltergerät in Gang.

»Ja«, murmelte er geistesabwesend.

»Es muß einer von diesen neuen, ganz besonders klugen Andys gewesen sein, die von der Firma Rosen auf den Markt gebracht werden«, fuhr Miß Marsten fort. »Haben Sie die Broschüre der Firma und die Informationsblätter mit den Daten schon durchgelesen? Das Denkzentrum Nexus-6, das sie jetzt benutzen, hat eine Wahlfähigkeit von zwei Trillionen Komponenten oder zehn Millionen verschiedenen Nervensträngen.« Sie senkte die Stimme. »Sie haben heute morgen den Videoruf verpaßt. Miß Wild hat's mir erzählt. Es kam um Punkt neun Uhr durch.«

»Eingehender Ruf?« fragte Rick.

»Nein, Mr. Bryant hat die WPO in Rußland angerufen. Er hat sich erkundigt, ob sie bereit sind, eine formelle schriftliche Beschwerde gegen die Vertretung Ost der Rosen Association zu Protokoll zu nehmen.«

»Harry möchte also immer noch das Modell Nexus-6 aus dem Verkehr ziehen?« Es überraschte ihn nicht. Seit der ersten Bekanntgabe der Details und Leistungskurven im August 1991

protestierten die meisten Polizeiorganisationen der Welt, die mit dem Einfangen entsprungener Androiden zu tun hatten, gegen dieses Modell. »Die Sowjetpolizei kann dagegen auch nicht mehr unternehmen als wir«, sagte er.

Rein juristisch unterlagen die Hersteller des Denkzentrums Nexus-6 dem Kolonialrecht, da sich das Hauptwerk auf dem Mars befand. »Wir sollten uns einfach mit dem neuen Modell als Tatsache abfinden«, fuhr er fort. »Bisher war es mit jedem verbesserten Modell, das aufkam, immer dasselbe. Ich erinnere mich noch an das Wehgeschrei, als Sudermann damals im Jahr 1989 den alten T-14 auf den Markt brachte. Sämtliche Polizeidienststellen der ganzen westlichen Hemisphäre behaupteten, das Vorhandensein dieses Androiden niemals entdecken zu können, falls sich einer illegal hier einschleichen sollte. Für eine gewisse Zeit hatten sie damit sogar recht.«

Wenn er sich recht erinnerte, waren über fünfzig dieser Roboter auf die eine oder andere Weise auf die Erde gelangt und lange Zeit unerkannt geblieben, in Einzelfällen sogar bis zu einem Jahr. Aber dann hatte das Pawlow-Institut in der Sowjetunion den Voigt-Gefühlstest entwickelt. Soweit bekannt war, bestand kein einziger Androide der Typen 6-14 diesen ausgeklügelten Test.

»Wollen Sie wissen, was die russische Polizei dazu meinte?« fragte Miß Marsten. Ihr sommerprossiges Gesicht glühte vor Erregung.

»Ich werde es ja von Harry Bryant erfahren«, sagte Rick. Er war gereizt. Der inoffizielle Bürotratsch ärgerte ihn immer, weil er sich meist als zuverlässiger erwies als die nüchterne Wahrheit. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und kramte in einer Schublade herum, bis Miß Marsten verschwand. Er zog einen uralten, fleckigen Schnellhefter aus der Schublade, lehnte sich in seinem Bürosessel zurück und blätterte in dem Aktenstück, bis er die gesuchte Unterlage gefunden hatte: eine Zusammenfassung der Daten von Nexus-6. Schon der erste Blick

auf das Blatt bestätigte Miß Marstens Angaben: Nexus-6 verfügte tatsächlich über zwei Trillionen Kompetenten plus der Wahlfähigkeit in einem Bereich von zehn Millionen möglicher Gehirnfunktionen. Ein mit diesem Denkapparat ausgestatteter Androide war in der Lage, in genau 0,45 Sekunden jede der vierzehn Grundreaktionen auszuführen. Nein, mit einem Intelligenztest konnte man einen solchen Andy nicht mehr schnappen. Aber schließlich war es schon seit Jahren nicht mehr gelungen, einen Androiden mit Hilfe von Intelligenztesten zu entlarven.

Die Androiden vom Typ Nexus-6, so überlegte Rick, übertrafen hinsichtlich ihrer Intelligenz mehrere Klassen menschlicher Sonderfälle. Mit anderen Worten: die mit dem Denkzentrum Nexus-6 ausgerüsteten Androiden hatten sich von einem groben, pragmatischen, sachlichen Standpunkt aus bereits so weit entwickelt, daß sie über einer beträchtlichen, wenn auch minderwertigen Gruppe der Menschheit standen. Ob gut oder nicht, so war es nun einmal. Der Diener war in mancher Hinsicht klüger geworden als sein Herr.

Doch neue Leistungsskalen, wie zum Beispiel der Voigt-Kampff-Gefühlstest, waren als Kriterien der Beurteilung entstanden. Kein Androide, und sei er geistig und intellektuell noch so begabt, konnte das Einssein begreifen, das die Anhänger des Mercerismus regelmäßig erlebten – eine seelische Erfahrung, die ihm und praktisch jedem anderen Menschen nie irgendwelche Schwierigkeiten bereitete.

Wie die meisten anderen Menschen auch, hatte er sich manchmal darüber Gedanken gemacht, was wohl der Grund sein mochte, aus dem ein Androide völlig hilflos wurde, sobald man ihn einem Empathie-Test, einer Messung seiner Gefühle, aussetzte. Emphatische Gefühle existierten offenbar nur in der menschlichen Rasse, während man Intelligenz bis zu einem gewissen Grad bei jeder Art und jedem Stamm von Lebewesen bis hinunter zu den Spinnen antraf. Gefühle schienen zunächst

einen uneingeschränkten Gruppensinn vorauszusetzen; für einen Einsiedler wie eine Spinne hätten sie gar keinen Sinn; Gefühle würden im Gegenteil die Überlebensfähigkeit der Spinne beeinträchtigen. Sie würde sich dann des Lebenswillens ihrer Beute bewußt. Daher müßten alle Raubtiere bis hinauf zu so hochentwickelten Säugetieren wie Katzen schließlich verhungern. Empathische Gefühle beschränkten sich demnach auf Pflanzenfresser oder zumindest auf Allesfresser, die notfalls von ihrer Fleischkost abweichen können. Letztlich verwischten die Gefühlsregungen nämlich die Grenzen zwischen Jäger und Gejagtem, zwischen Sieger und Besiegtem.

Beim Einswerden mit Mercer beispielsweise erlebten alle gemeinsam den Aufstieg und fielen, wenn der Zyklus vollendet war, alle gemeinsam hinab in die Gruft der Unterwelt. Seltsamerweise war das eine Art von zweischneidiger biologischer Lebensversicherung. Solange ein Geschöpf Freude empfand, war für alle anderen Geschöpfe die Voraussetzung für einen Anteil an dieser Freude gegeben. Wenn jedoch ein Lebewesen litt, konnten auch alle anderen den Schatten nie ganz abstreifen. Ein Herdentier wie der Mensch sicherte sich dadurch einen höheren Überlebensfaktor. Eine Eule oder eine Kobra würde dadurch vernichtet.

Der humanoide Roboter stellte infolgedessen anscheinend ein einsiedlerisches Raubtier dar.

So stellte sich Rick gern die Androiden vor. Seine Arbeit wurde dadurch erträglicher. Wenn er einen Andy erledigte, verletzte er nicht die von Mercer aufgestellte Lebensregel. Du sollst nur die Mörder töten! hatte Mercer in dem Jahr geboten, wo auf der Erde zum erstenmal die Gefühlskästen auftauchten. Je mehr der Mercerismus zu einer ausgewachsenen Theologie wurde, um so bedeutsamer wurde, ohne daß es jemand merkte, der Begriff des Mörders. Im Mercerismus war es das absolut Böse, das den alten Mann am Aufstieg hindern wollte, aber es kam nie klar zum Ausdruck, wer oder was dieses Böse eigent-

lich war. Ein Mercerite spürt das Böse, ohne es zu begreifen. Oder anders ausgedrückt: ein Mercerite durfte die Gegenwart der Mörder, so nebelhaft sie auch sein mochte, nach Belieben lokalisieren.

Für Rick Deckard war ein entsprungener Androide, der seinen Herrn getötet hatte, der über eine größere Intelligenz als viele menschliche Wesen verfügte, der keine Tierliebe empfand, der nicht die Fähigkeit empfand, empathische Freude für das Glück einer anderen Lebensform oder Trauer bei deren Unglück zu empfinden, die Verkörperung des Mörders.

Beim Gedanken an Tiere wurde er an den Reiher erinnert, den er in der Tierhandlung gesehen hatte. Er legte vorläufig die Beschreibung des Denkmechanismus von Nexus-6 beiseite, nahm eine Nase voll von Mrs. Siddons Nr. 3 & 4 und überlegte. Ein Blick auf die Uhr sagte ihm, daß er noch Zeit hatte.

Er griff nach dem Videophon auf seinem Schreibtisch und sagte zu Miß Marsten: »Verbinden Sie mich mit der ›Tierhandlung Glücklicher Hund‹ in der Sutter Street.«

»Sofort, Sir«, antwortete Miß Marstens und schlug ihr Teilnehmerverzeichnis auf.

Soviel können sie für einen Reiher eigentlich nicht verlangen, dachte Rick. Sicher erwarten sie, daß man den Preis herunterhandelt wie in den alten Tagen bei gebrauchten Automobilen.

»Hier spricht die ›Tierhandlung Glücklicher Hund‹–, verkündete eine Stimme. Auf Ricks Videoschirm erschien ein glückliches Gesicht. Im Hintergrund hörte man Hunde bellen.

»Es geht um den Reiher, den Sie im Schaufenster haben«, sagte Rick und spielte mit dem Keramikascher auf seinem Schreibtisch. »Welche Anzahlung müßte ich dafür leisten?«

»Augenblick«, sagte der Verkäufer und griff nach Papier und Stift. »Ein Drittel.« Er rechnete. »Darf ich fragen, Sir, ob Sie etwas in Zahlung geben wollen?«

Rick antwortete vorsichtig: »Ich – ich habe mich noch nicht

endgültig entschieden.«

»Wenn wir einen Ratenvertrag über – sagen wir mal – dreißig Monate abschließen«, begann der Verkäufer, »dann könnten wir Ihnen den ungewöhnlich niedrigen Zinssatz von sechs Prozent anbieten. Sechs Prozent pro Monat. Nach einer entsprechenden Anzahlung wäre Ihre Monatsrate dann ...«

»Sie müssen mit Ihrem Preis heruntergehen«, unterbrach ihn Rick. »Lassen Sie zweitausend nach, dann brauchen Sie auch nichts in Zahlung zu nehmen, ich zahle in bar.«

Dave Holden ist vorerst aus dem Verkehr gezogen, überlegte er. Das könnte ganz ordentliche Prämien einbringen, wenn im Laufe des nächsten Monats entsprechende Aufträge vorlagen.

»Sir!« rief der Verkäufer. »Unsere Preisforderung liegt schon um tausend Dollar unter dem Listenpreis. Sehen Sie in Ihrem Sidney nach, ich bleibe in der Leitung. Sie sollen sich selbst davon überzeugen, Sir, daß unser Preis nicht überhöht ist.«

Himmel, dachte Rick, sie geben nicht nach. Trotzdem zog er spaßhalber seinen zerlesenen Sidney-Katalog aus der Rocktasche und schlug unter »Reiher, männl-weibl., alt-jung, an Minze gewöhnt« nach. Er verglich die Preise.

»Minze, männlich, jung, einwandfrei«, informierte ihn der Händler. »Macht dreißigtausend Dollar.« Auch er hatte inzwischen seinen Sidney gezückt. »Damit bleiben wir um genau tausend unter dem Listenpreis. Was nun Ihre Anzahlung betrifft ...«

»Ich überlege es mir noch«, sagte Rick. »Dann rufe ich Sie wieder an.« Er wollte schon einhängen.

»Und Ihr Name, Sir?« fragte der Verkäufer wachsam.

»Frank Merriwell«, sagte Rick.

»Ihre Anschrift, Mr. Merriwell? Nur für den Fall, daß ich bei Ihrem Rückruf nicht selbst hier bin.« Er erfand eine Anschrift und legte den Videohörer wieder auf die Gabel. So viel Geld, dachte er. Und doch gibt es Leute, die sich so etwas kaufen. Er

griff erneut nach dem Hörer und sagte barsch: »Geben Sie mir eine Amtsleitung, Miß Marsten. Aber schalten Sie sich nicht ein, das Gespräch ist vertraulich.«

»Ja, Sir«, antwortete Miß Marsten. »Bitte, wählen Sie.« Sie schaltete sich aus und überließ ihm die Verbindung zur Außenwelt allein. Rick wählte aus dem Kopf die Nummer des Ladens für falsche Tiere, von dem er sein Ersatzschaf bezogen hatte. Auf dem kleinen Videoschirm erschien ein Mann in weißem Arztkittel.

»Dr. McRae«, meldete er sich.

»Hier Deckard. Was kostet ein elektrischer Reiher?«

»Nun, ich würde sagen, den können wir Ihnen schon für weniger als achthundert Dollar liefern. Bis wann brauchen Sie ihn? Es würde sich um eine Sonderanfertigung handeln. Für Reiher besteht nämlich keine sehr große Nachfrage.«

»Wir unterhalten uns später noch einmal darüber«, sagte Rick schnell, weil es inzwischen 9.30 Uhr geworden war. »Auf Wiedersehen.« Rasch legte er auf, erhob sich und stand kurz danach vor Inspektor Bryants Büro. Er ging an Bryants Empfangsdame vorbei, einem hübschen, schlanken Mädchen mit hüftlangen, silbrigen Zöpfen, und passierte dann auch seine Sekretärin, einen alten Drachen aus den Sümpfen der Jurazeit, kalt und heimtückisch, wie eine archaische Erscheinung aus der Unterwelt. Er öffnete die letzte Tür und nickte seinem Vorgesetzten zu, der gerade telefonierte. Nachdem er sich gesetzt hatte, zog er die Beschreibung von Nexus-6 heraus, die er vorsorglich mitgebracht hatte. Während der Inspektor noch telefonierte, überflog er zum zweitenmal alle Einzelheiten. Er fühlte sich niedergeschlagen. Dabei hätte er aufgrund von Daves Verschwinden von der Bildfläche eigentlich zumindest vorsichtige Zufriedenheit empfinden müssen.

4

Wahrscheinlich mache ich mir Sorgen, schloß Rick Deckard, daß auch mir zustoßen könnte, was Dave zugestoßen ist. Ein Andy, der schlau genug ist, ihn mit dem Laser abzublitzen, wird mich vermutlich auch schaffen.

»Wie ich sehe, haben Sie den Waschzettel über das neue Denkzentrum mitgebracht«, sagte Inspektor Bryant und legte den Videophon auf.

»Ja, ich hab schon von der Sache läuten hören«, antwortete Rick. »Um wie viele Andys geht's denn, und wie weit ist Dave damit gekommen?«

»Anfangs waren es acht«, sagte Bryant nach einem kurzen Blick auf seine Notizen. »Die ersten zwei hat Dave ausgeschaltet.«

»Und die übrigen sechs halten sich hier in Nordkalifornien auf?«

»Soweit wir wissen, ja. Dave vermutet es zumindest. Ich hab' gerade mit ihm gesprochen. Hier sind seine Aufzeichnungen – sie lagen in seinem Schreibtisch.« Bryant klopfte das Päckchen Notizblätter auf der Tischplatte gerade. Vorerst schien er nicht geneigt zu sein, sie Rick zu übergeben. Aus irgendeinem Grund blätterte er weiter darin und fuhr sich dabei nachdenklich mit der Zunge über die Lippen.

»Sonst steht nichts weiter auf meinem Plan«, erbot sich Rick. »Ich kann jederzeit Daves Auftrag übernehmen.«

Bryant murmelte sinnierend: »Dave hat bei allen verdächtigen Individuen mit dem abgewandelten Voigt-Kampff-Test gearbeitet. Sie wissen doch, daß dieser Test nicht spezifisch auf die neuen Denkzentren zugeschnitten ist. Kein Test ist das! Aber die Voigt-Skala, vor drei Jahren durch Kampff verbessert, ist alles, was wir haben.« Er hielt inne und überlegte. »Dave hält den Test für verläßlich. Vielleicht ist er es auch. Aber etwas möchte ich Ihnen doch empfehlen, ehe Sie diesen sechs

Andys nachstellen.« Wieder klopfte er mit den Notizen auf den Tisch. »Fliegen Sie nach Seattle und sprechen Sie mit der Firma Rosen. Man soll Ihnen eine Musterkollektion der Typen vorstellen, die mit Nexus-6 arbeiten.«

»Und die soll ich dem Voigt-Kampff-Test unterziehen.«

»Das klingt so einfach«, murmelte Bryant vor sich hin.

»Wie bitte?«

Laut sagte Bryant: »Ich glaube, ich werde selbst mit den Rosen-Leuten sprechen, während Sie unterwegs sind.« Er sah Rick lange schweigend an. Dann kaute er auf einem Fingernagel herum, ehe er sich zum Fortfahren entschloß. »Ich werde mit den Leuten die Möglichkeit durchsprechen, ein paar Menschen zwischen die Androiden zu mischen. Sie werden es natürlich vorher nicht wissen. Ich werde darüber zusammen mit dem Hersteller entscheiden. Bis zu Ihrer Ankunft müßte eigentlich alles vorbereitet sein.« Plötzlich zeigte er mit ausgestrecktem Finger auf Rick. »Das ist Ihr erster Auftrag als selbständiger Chef-Prämienjäger. Dave weiß eine Menge; er verfügt über eine jahrelange Erfahrung.«

»Ich auch«, sagte Rick gekränkt.

»Sie haben Aufträge bearbeitet, die Dave selbst nicht mehr bewältigen konnte. Aber er hat in jedem einzelnen Fall entschieden, welchen er Ihnen übertragen wollte und welchen nicht. Nun haben Sie es mit sechs Andys zu tun, die er selbst erledigen wollte – und einer davon hat ihn zuerst erwischt. Dieser hier.« Bryant drehte die Notizen herum, damit Rick sie lesen konnte. »Max Polokov«, sagte Bryant. »So nennt sich das Ding jedenfalls. Immer vorausgesetzt, daß sich Dave nicht geirrt hat. Davon hängt alles ab, diese ganze Aufstellung. Dennoch wurde der Voigt-Kampff-Test nur bei den ersten drei angewandt, den beiden, die Dave erledigt hat, und dann bei Polokov. Während ihn Dave testete, erwischte ihn Polokov mit einem Laserstrahl.«

»Das beweist doch, daß Dave recht hatte«, sagte Rick.

»Sonst hätte ihn kein Laserstrahl erwischt. Polokov hätte kein anderes Motiv gehabt.«

»Machen Sie sich auf den Weg nach Seattle«, befahl Bryant. »Melden Sie sich nicht an, das erledige ich. Hören Sie!« Er stand auf und sah Rick ernst ins Gesicht. »Wenn Sie da oben die Voigt-Kampff-Skala anwenden und wenn einer der echten Menschen den Test nicht besteht ...«

»Das gibt es nicht«, wandte Rick ein.

»Genau über diesen Punkt habe ich mich noch vor ein paar Wochen mit Dave unterhalten. Er vertrat ungefähr dieselbe Meinung. Mir lag ein Rundschreiben der sowjetischen Polizei vor, das die WPO an alle Polizeibehörden der Welt und der Kolonien weitergegeben hat. Eine Gruppe von Psychiatern aus Leningrad hatte sich mit folgendem Vorschlag an die WPO gewandt: Es sollten die neuesten analytischen Methoden zur Ermittlung des Persönlichkeitsprofils bei Androiden – also der Voigt-Kampff-Test – bei einer sorgfältig ausgewählten Gruppe schizoider und schizophrener menschlicher Patienten angewandt werden. Insbesondere bei solchen, die unter einer sogenannten ›Affektsabflachung‹ leiden. Sie haben sicher davon gehört.«

Rick sagte: »Genau das mißt man doch mit unserer Skala.«

»Dann werden Sie auch die Besorgnis der Leningrader Wissenschaftler verstehen.«

»Dieses Problem hat immer schon existiert, seit wir zum erstenmal auf Androiden stießen, die sich als menschliche Wesen ausgaben. Wie Sie wissen, hat Lurie Kampff in seinem vor acht Jahren verfaßten Artikel Blockierung der Verstellungsmöglichkeiten bei unverfälschten Schizophrenen die ungeteilte Auffassung aller Polizeiorganisationen wiedergegeben. Kampff verglich die verminderten empathischen Fähigkeiten bei Geisteskranken mit der auf den ersten Blick ähnlich wirkenden, aber grundsätzlich andersgearteten ...«

Bryant unterbrach ihn brüsk: »Die Leningrader Psychiater

sind der Auffassung, daß es eine kleine Schicht menschlicher Wesen gibt, die den Voigt-Kampff-Test nicht bestehen könnten. Würde man sie der polizeilichen Routineuntersuchung unterziehen, so würden sie uns als Androiden erscheinen. Das wäre zwar ein Irrtum, aber bevor der sich herausgestellt hat, wären sie bereits tot.« Er schwieg und sah Rick erwartungsvoll an.

»Aber diese Individuen wären doch durchweg ...«

»Sie wären durchweg in Anstalten untergebracht«, stimmte ihm Bryant zu. »Im Leben kämen sie unmöglich allein zurecht. Ihre fortgeschrittene Geisteskrankheit würde nicht unentdeckt bleiben, es sei denn, der Defekt hätte sich plötzlich und erst vor kurzem eingestellt und noch niemand hätte es bisher bemerkt. Aber möglich wäre das theoretisch schon.«

»Eine Chance von eins zu einer Million«, murmelte Rick. Aber er sah ein, worauf Bryant hinauswollte.

Bryant fuhr fort: »Was Dave Sorgen machte, ist das Erscheinungsbild des neuen, fortschrittlichen Nexus-6-Typs. Bekanntlich hat die Firma Rosen uns versichert, ein Nexus-6 ließe sich mit Hilfe der üblichen Profil-Tests ermitteln. Wir haben uns zunächst darauf verlassen. Aber nun ist das eingetreten, was wir immer schon befürchtet haben: Wir müssen uns selbst davon überzeugen. Deshalb fliegen Sie ja nach Seattle. Ihnen ist doch wohl klar, daß diese Geschichte in zweifacher Hinsicht schiefgehen könnte. Gelingt es Ihnen nicht, sämtliche humanoiden Roboter einwandfrei zu erkennen, so bedeutet das, daß wir kein zuverlässiges analytisches Mittel zur Erkennung der entflohenen Androiden besitzen. Wenn Sie an Hand Ihrer Skalen einen Menschen als Androiden einstufen sollten ...« Bryants Lächeln wurde eiskalt. »Nun, das wäre sehr peinlich, obgleich niemand, schon gar nicht die Rosen-Leute selbst, diese Panne an die große Glocke hängen würden. Wir könnten ewig drauf sitzenbleiben, aber natürlich sind wir gezwungen, die WPO und damit auch Leningrad zu verständigen. Mit der Zeit

werden uns die Zeitungen deswegen angreifen, aber bis dahin haben wir vielleicht schon einen besseren Test entwickelt.« Er griff nach dem Hörer. »Wollen Sie jetzt aufbrechen? Nehmen Sie ein Dienstfahrzeug und lassen Sie es unten auftanken.«

Rick erhob sich und sagte: »Kann ich Dave Holdens Notizen mitnehmen? Ich möchte sie unterwegs durchlesen.«

»Damit warten wir, bis Sie den Test in Seattle hinter sich gebracht haben«, erwiderte Bryant.

Als Rick den Schwebegleiter mit dem Polizeikennzeichen auf dem Dach des Verwaltungsgebäudes der Rosen Association in Seattle landete, erwartete ihn dort eine junge Frau. Sie war schwarzhaarig und schlank, trug die große neue Staubfilter-Brille und hatte beide Hände tief in den Taschen ihres buntgestreiften langen Mantels vergraben, als sie auf ihn zutrat. Ihr niedliches, ausdrucksvolles Gesicht zeigte deutliche Ablehnung.

»Was ist denn los?« fragte Rick, als er aus dem geparkten Schwebewagen stieg. Unwillig antwortete das Mädchen: »Ach, ich weiß auch nicht. Vermutlich die Art, wie man am Telefon mit uns redet. Aber das spielt keine Rolle.« Unvermittelt streckte sie die Hand aus. Rick drückte sie unwillkürlich. »Ich bin Rachael Rosen. Sie dürften Mr. Deckard sein.« »Dieser Besuch war nicht meine Idee«, sagte er.

»Ja, das hat uns Inspektor Bryant gesagt. Aber hier vertreten Sie ganz offiziell die Polizei von San Franzisko, die unser Werk anscheinend für eine öffentliche Gefahr hält.« Sie warf ihm unter ihren langen, vermutlich künstlichen Wimpern einen raschen Blick zu.

Rick sagte: »Ein humanoider Roboter ist eine Maschine wie jede andere auch. Er kann von einer Wohltat für die Menschheit sehr rasch zu einer Gefahr werden. Die positive Seite geht uns nichts an.«

»Aber wo Gefahr droht, kommen Sie ins Spiel«, sagte Ra-

chael Rosen. »Stimmt es, Mr. Deckard, daß Sie ein Blade Runner sind, einer der gegen Prämie Androiden jagt?«

Er nickte widerwillig.

»Es fällt Ihnen also nicht schwer, einen Androiden als leblosen Gegenstand anzusehen und ihn zu erledigen, wie Sie das nennen«, sagte das Mädchen.

»Haben Sie mir die Testgruppe vorbereitet?« fragte er. »Ich möchte gern ...« Er brach mitten im Satz ab, weil er plötzlich die Tiere erblickt hatte.

Ein mächtiger Konzern konnte sich so etwas natürlich leisten, das war ihm klar. Unbewußt hatte er schon damit gerechnet, hier einen ganzen Zoo anzutreffen, deshalb empfand er auch nicht in erster Linie Überraschung, sondern eher so etwas wie Neid. Wortlos ging er von dem Mädchen weg auf das nächste Gehege zu. Je näher er kam, um so deutlicher konnte er sie riechen, die verschiedenen Tiere, die hier standen, lagen oder schliefen, wie zum Beispiel ein Pelztier, das wie ein Waschbär aussah.

Noch nie in seinem ganzen Leben hatte er einen Waschbären in natura gesehen. Er kannte diese Tiere nur von den 3-D-Filmen im Fernsehen. Aus unbekannten Gründen hatte der Staub diese Gattung fast genauso hart getroffen wie die Vögel, von denen kaum ein Exemplar überlebt hatte. Es war eine automatische Reaktion, daß er seinen abgegriffenen Sidney-Katalog aus der Tasche zog und unter ›Waschbär‹ mit allen Untersparten nachschlug. Die Listenpreise waren natürlich kursiv gedruckt. Einen Waschbären konnte man ebensowenig wie ein Percheron-Pferd auf dem freien Markt erstehen, so viel man auch bot. Der Sidney-Katalog gab ganz einfach den Preis wieder, zu dem der letzte bekannte Verkauf eines Waschbären abgewickelt worden war. Es handelte sich um eine astronomische Summe.

»Er heißt Bill«, sagte das Mädchen hinter ihm. »Bill, der Waschbär. Wir haben ihn erst letztes Jahr von einer Tochter-

firma erworben.« Sie hob die Hand und deutete an ihm vorbei. Dort standen Posten, bewaffnet mit leichten automatischen Skoda-Maschinengewehren. Die Wächter hatten ihn vom Augenblick seiner Landung an nicht aus den Augen gelassen.

»Ein Großbetrieb für Androiden investiert also sein überschüssiges Kapital in lebende Tiere«, murmelte er nachdenklich.

»Sehen Sie sich die Eule an«, sagte sie. »Ich werde sie aufwecken.« Sie ging auf einen kleinen, etwas abseitsstehenden Käfig zu, in dessen Mitte sich ein abgestorbener Baum mit verzweigtem Geäst erhob.

Es gibt keine Eulen, wollte er schon sagen. Jedenfalls wurde uns das immer wieder erzählt. Der Sidney-Katalog, dachte er. Dort stehen Eulen unter ›ausgestorben‹. Und Sidney irrt sich nie. Das wissen wir doch, sagte er sich. Worauf sollen wir uns sonst verlassen?

»Ein künstlicher Vogel«, sagte er in plötzlicher Erkenntnis. Bitter stieg die Enttäuschung in ihm hoch.

»Nein.« Sie lächelte.

»Aber so steht's doch bei Sidney«, sagte er und wollte ihr zum Beweis den Katalog zeigen.

Das Mädchen wehrte ab. »Wir kaufen weder von Sidney noch von anderen Tierhandlungen, sondern ausschließlich von Privat, und unsere Preise werden nicht registriert.« Sie fügte hinzu: »Wir haben auch unsere eigenen Naturforscher. Zur Zeit arbeiten sie in Kanada. Dort sind immer noch weite Waldflächen übrig – im Verhältnis zu anderen Ländern jedenfalls. Genug für Kleintiere und ab und zu auch einen Vogel.«

Er stand lange Zeit da und starrte den Vogel an, der auf einer Stange hockte und vor sich hindöste. Tausend wirre Gedanken schossen ihm durch den Kopf, er mußte an den Krieg denken, an die Tage, da die Eulen von den Bäumen fielen. In seiner Kindheit wurde eine Tiergattung nach der anderen als ausgestorben gemeldet – täglich berichteten die Zeitungen darüber.

Er dachte auch daran, wie dringend er ein echtes Tier brauchte. Erneut stieg in ihm ein ausgesprochener Haß gegen sein elektrisches Schaf auf, das er versorgen und betreuen mußte, als sei es ein echtes Tier.

Er fragte Rachael Rosen: »Wenn Sie Ihre Eule verkauften, wieviel würden Sie dafür verlangen, und wieviel davon als Anzahlung?«

»Wir würden unsere Eule niemals verkaufen.« Sie betrachtete ihn mit einer Mischung aus Neugier und Mitleid. »Und selbst wenn wir sie verkaufen wollten, könnten Sie den Preis niemals bezahlen. Was für ein Tier halten Sie sich zu Hause?«

»Ein Schaf. Ein schwarzköpfiges Suffolk-Mutterschaf.«

»Nun, darüber können Sie doch froh sein.«

»Bin ich auch«, antwortete er. »Ich habe mir nur immer schon eine Eule gewünscht, auch schon vor der Zeit, wo sie tot von den Bäumen fielen.« Er verbesserte sich: »Ich meine – alle Eulen bis auf Ihre.«

Rachael sagte: »Nach unserem augenblicklich laufenden Blitzprogramm im Rahmen der Gesamtplanung suchen wir nach einer zweiten Eule zur Paarung mit Scrappy.« Sie deutete auf den Vogel, der gleichgültig auf seiner Stange hockte. Für einen Augenblick öffneten sich schlitzbreit die gelben Augenspalten, dann schlossen sie sich wieder, und die Eule schlummerte weiter. Rick riß sich von dem Anblick los.

»Ich möchte jetzt die Tests vornehmen«, sagte er. »Können wir nach unten gehen?«

»Mein Onkel hat den Anruf Ihres Vorgesetzten entgegengenommen. Inzwischen dürfte er ...«

»Das ist ein Familienbetrieb?« unterbrach er sie. »Ein so großer Konzern wird tatsächlich als Familienunternehmen betrieben?« Rachael führte ihren Satz zu Ende: »Onkel Eldon müßte inzwischen eine Gruppe von Androiden und einige Testpersonen vorbereitet haben. Gehen wir.«

Sie ging auf den Lift zu, die Hände wieder tief in den Man-

teltaschen vergraben. Dabei sah sie sich nicht ein einziges mal nach ihm um.

»Was haben Sie eigentlich gegen mich?« fragte er, als sie zusammen nach unten fuhren.

Sie überlegte, als wüßte sie es selbst nicht ganz genau. Dann sagte sie: »Nun, als kleiner Polizeibeamter befinden Sie sich in einer recht einmaligen Situation. Verstehen Sie, was ich meine?« Sie warf ihm einen boshaften Seitenblick zu.

»Welcher Anteil an Ihrer derzeitigen Produktion ist mit dem Denkzentrum Nexus-6 ausgerüstet?« fragte er.

»Die gesamte Produktion.«

»Ich bin sicher, daß der Voigt-Kampff-Test funktionieren wird.«

»Und wenn nicht, müssen wir sämtliche Nexus-6-Typen aus dem Verkehr ziehen.« Sie funkelte ihn böse an, als der Lift stoppte und die Tür aufglitt. »Da die Polizei nicht in der Lage ist, ein so simples Problem zu lösen, wie es die Entdeckung der verschwindend kleinen Anzahl von Nexus-6-Typen ist, die ausbrechen ...« Ein hagerer, älterer, elegant gekleideter Herr kam ihnen mit ausgestreckter Hand entgegen. Er trug eine bekümmerte Miene zur Schau.

»Ich bin Eldon Rosen«, stellte er sich vor und gab Rick die Hand. »Hören Sie, Deckard – Ihnen ist doch klar, daß wir hier auf der Erde keinerlei Produktionsstätten unterhalten? Wir können nicht einfach unsere Fabrik anrufen und beliebig viele Musterexemplare kommen lassen. Das soll nicht heißen, daß wir nicht bereit wären, in jeder erdenklichen Weise mit Ihnen zusammenzuarbeiten. Ich habe jedenfalls getan, was ich konnte.« Er fuhr sich mit der leicht zitternden Linken durch das schüttere Haar.

Rick deutete auf seine Aktentasche. »Von mir aus kann's losgehen.« Die Nervosität des Seniorchefs der Rosen-Werke stärkte seine Zuversicht. Erstaunt stellte er fest: Sie haben Angst vor mir! Auch Rachael Rosen. Wahrscheinlich könnte

ich sie wirklich dazu zwingen, die Produktion von Nexus-6 einzustellen. Was ich innerhalb der nun folgenden Stunde mache, wird einen entscheidenden Einfluß auf das gesamte Unternehmen haben.

Die beiden Angehörigen der Familie Rosen betrachteten ihn besorgt, und er spürte die Unsicherheit in ihrem Benehmen. Er war hergekommen und hatte das drohende Nichts mitgebracht. Die Herstellung von Androiden war so sehr mit dem Auswanderungsprogramm verwachsen, daß beide Faktoren – Androiden-Produktion und Kolonisation – voneinander abhängig waren. Das wußte der Rosen-Konzern natürlich ganz genau.

»An Ihrer Stelle würde ich mir keine Sorgen machen«, sagte Rick, als die beiden ihn einen hellerleuchteten Korridor entlangführten. Er empfand ruhige Gelassenheit. Diesen Augenblick genoß er mehr als irgendeine andere Situation in seinem bisherigen Leben. Nun, bald würden sie es ohnehin alle wissen, was das Testgerät leisten konnte – und was nicht.

»Falls Sie zur Voigt-Kampff-Skala kein Zutrauen haben«, erklärte er, »hätte Ihre Firma vielleicht ein anderes Testverfahren entwickeln können. Es läßt sich nicht abstreiten, daß Sie einen Teil der Verantwortung mittragen. – Oh, danke!« Rosen und seine Nichte hatten ihn in einen hübschen, wohnlich eingerichteten Raum mit Teppichen auf dem Fußboden, gemütlichen Lampen, einer Couch und niedrigen, modernen Tischchen mit den neuesten Magazinen geführt. Er bemerkte auf den ersten Blick, daß sich darunter auch die Februar-Ausgabe des Sidney-Katalogs befand, die er selbst noch nicht gesehen hatte. Die Firma Rosen mußte über einen direkten Draht zu Sidney verfügen.

Verärgert hob er den Katalog auf. »Das ist ein Verstoß gegen Treu und Glauben! Niemand darf die Preisänderungen im voraus erfahren. Ich nehme ihn mit«, schloß er und steckte den Katalog in seine Aktentasche.

Nach kurzem Schweigen sagte Eldon Rosen bedrückt: »Hö-

ren Sie, es ist bestimmt nicht unsere Art, uns Vorausinformationen zu verschaffen ...«

»Ich gehöre nicht zum Ordnungsamt«, unterbrach ihn Rick. »Ich bin Prämienjäger.« Er öffnete wieder seine Tasche, holte das Voigt-Kampff-Gerät heraus, setzte sich an einen Couchtisch aus Rosenholz und begann das ziemlich einfache polygrafische Gerät aufzubauen. »Sie können den ersten hereinschikken«, sagte er zu Eldon Rosen.

»Ich möchte zusehen«, sagte Rachael und nahm ebenfalls Platz. »Ich habe noch nie gesehen, wie der Gefühlstest angewandt wird. Was wird mit diesen Dingen da eigentlich gemessen?«

Rick hielt die flache selbstklebende Scheibe, von der mehrere Drähte wegführten, hoch. »Das hier mißt Veränderungen in den Gesichts-Kapillaren. Hierbei handelt es sich um eine der wichtigsten automatischen Reaktionen, das Sich-Schämen oder Rotwerden bei einem moralisch schockierenden Reiz von außen. Diese Reaktion kann man nicht wie das Leitvermögen der Haut, die Atmung oder die Herzmuskeltätigkeit willkürlich steuern.« Er zeigte ihr das andere Instrument, eine Bleistiftlampe. »Dieser Apparat hält die Spannungsfluktuation im Augenmuskel fest. Gleichzeitig mit dem Phänomen des Errötens stellt man meist eine winzige, aber meßbare Bewegung fest ...«

»Und die gibt es bei den Androiden nicht«, unterbrach ihn Rachael.

»Solche Reaktionen werden bei Androiden durch die stimulierenden Fragen nicht hervorgerufen. Biologisch sind sie allerdings vorhanden, jedenfalls potentiell.«

»Dann testen Sie mich mal«, sagte Rachael.

»Warum?« fragte Rick verwundert.

Eldon Rosen meldete sich heiser zu Wort: »Wir haben Rachael als Ihr erstes Testobjekt ausgewählt.« Er setzte sich schwerfällig hin, zündete sich eine Zigarette an und beobachtete Rick höchst aufmerksam.

5

Der dünne weiße Lichtstrahl schien Rachael Rosen unverwandt ins linke Auge. An ihrer Wange klebte die Scheibe mit den Zuleitungen. Sie machte einen gelassenen Eindruck.

Rick Deckard saß vor den zwei Skalen des Voigt-Kampff-Testapparats. Er setzte sich so zurecht, daß er beide gleichzeitig gut ablesen konnte und begann: »Ich werde Ihnen jetzt eine Anzahl verschiedenartiger Lebenssituationen darstellen. Sie sollen so rasch wie möglich Ihrer jeweiligen Reaktion darauf Ausdruck geben. Natürlich wird auch die Zeit gemessen.«

»Und ebenso natürlich wird es keine Rolle spielen, was ich sage«, fügte Rachael Rosen überlegen hinzu. »Sie benutzen nur die Kontraktionen des Augenmuskels und die Kapillarreaktionen als Indizien. Aber ich werde antworten. Ich will das hinter mich bringen und ...« Sie brach ab und sagte: »Fangen Sie an, Mr. Deckard!«

Rick wählte zunächst die Frage drei aus: »Sie bekommen zum Geburtstag eine kalbslederne Brieftasche geschenkt.« Auf beiden Geräten schlugen die Nadeln sofort bis weit in den roten Bereich aus.

»So ein Geschenk würde ich nie annehmen«, antwortete Rachael. »Ich würde außerdem die betreffende Person bei der Polizei anzeigen.«

Rick machte sich eine kurze Notiz und ging weiter zur Frage acht der Voigt-Kampff-Profil-Skala: »Sie haben einen kleinen Sohn, und er zeigt Ihnen seine Schmetterlingssammlung sowie das Glas, in dem er Schmetterlinge tötet.«

»Ich würde mit ihm zum Arzt gehen.« Rachaels Stimme klang leise, aber bestimmt. Die beiden Geräte zeigten wieder an, aber nicht so stark. Auch das notierte er sich.

»Sie sitzen vor dem Fernseher«, fuhr er fort. »Plötzlich bemerken Sie, wie Ihnen eine Wespe über das Handgelenk krabbelt.«

»Ich würde sie totschlagen«, sagte Rachael. Die Meßgeräte zeigten diesmal nichts an, nur ein ganz leises Zittern der Nadeln. Rick notierte es sich und suchte vorsichtig nach der nächsten Frage.

»In einem Magazin stoßen sie auf ein ganzseitiges, buntes Aktbild, die Aufnahme eines nackten Mädchens.«

Rachael fragte gepreßt: »Wollen Sie testen, ob ich Androide bin – oder ob ich lesbisch veranlagt bin?« Die Uhren zeigten nichts an.

Er fuhr fort: »Ihrem Mann gefällt das Bild.« Die Nadeln verharrten immer noch regungslos. Er fügte hinzu: »Das Mädchen liegt bäuchlings auf einem großen und schönen Bärenfell.« Die Nadeln blieben ruhig. Die Reaktion eines Androiden, sagte er sich. Das Wichtigste fällt ihr nicht auf: das Fell eines toten Tieres. Ihr – sein –- Verstand konzentriert sich auf andere Dinge. »Ihr Mann hängt sich das Bild in seinem Arbeitsraum an die Wand«, schloß er den Fragenkomplex, und diesmal rührten sich die Nadeln wieder.

»Das würde ich ihm auf keinen Fall gestatten«, sagte Rachael.

»Okay.« Er nickte. »Stellen Sie sich folgende Situation vor: Sie lesen einen Roman, der noch vor dem Krieg geschrieben wurde. Die Darsteller besichtigen den Hafen von San Franzisko. Dabei bekommen sie Hunger und betreten ein berühmtes Fischrestaurant. Einer von ihnen bestellt einen Hummer. Der Küchenchef wirft das Tier vor ihren Augen in einen Kessel mit kochendem Wasser.«

»Mein Gott!« sagte Rachael. »Das ist ja schrecklich! Hat man das wirklich getan? Das ist verworfen! Meinen Sie lebende Hummer?« Aber die Geräte zeigten nicht an. Formell war das eine korrekte Antwort – aber die Empörung war gespielt.

»Sie mieten sich eine Berghütte«, fuhr Rick fort. »In einer noch fruchtbaren Gegend. Es handelt sich um ein rustikales Blockhaus aus klobigen Fichtenbohlen mit einem riesigen Ka-

min.«

»Ja«, sagte Rachael und nickte ungeduldig.

»Die Wände hat jemand mit alten Landkarten geschmückt, mit Stichen von Currier und Ives, und über dem Kamin hängt ein Hirschkopf mit einem prächtig entwickelten Geweih, ein Zwölfender. Ihre Begleiter bewundern die Ausgestaltung der Hütte, und Sie beschließen gemeinsam ...«

»Aber nicht mit dem Hirschkopf!« unterbrach sie ihn. Die Nadeln schlugen allerdings nur schwach aus und blieben im Grün.

»Sie sind schwanger«, fuhr Rick fort, »und zwar von einem Mann, der Ihnen die Ehe versprochen hat. Der Mann brennt mit einer anderen Frau durch, und zwar Ihrer besten Freundin. Sie unterziehen sich einer Abtreibung und ...«

»Ich würde an mir niemals eine Abtreibung vornehmen lassen!« sagte Rachael. »Außerdem geht das gar nicht. Darauf steht lebenslänglich Zuchthaus, und die Polizei ist sehr wachsam.« Diesmal schlugen beide Nadeln heftig bis weit ins Rot aus.

»Woher wissen Sie das?« fragte Rick neugierig. »Ich meine, wie schwierig es ist, ein Kind abzutreiben?«

»Das weiß doch jeder«, antwortete Rachael.

»Das klang eben nach persönlicher Erfahrung.« Er beobachtete gespannt die Instrumente. Die Nadeln pendelten immer noch heftig. »Noch eine Frage: Sie treffen sich mit einem Mann, und er bittet Sie in seine Wohnung. Dort serviert er Ihnen etwas zu trinken. Wie Sie so mit dem Glas in der Hand dastehen, werfen Sie zufällig einen Blick in sein Schlafzimmer. Es ist sehr hübsch mit Stierkampfplakaten geschmückt, und Sie treten näher, um es sich anzusehen. Er folgt Ihnen und schließt die Tür. Dann legt er den Arm um Sie und sagt ...« Rachael unterbrach ihn: »Was ist ein Stierkampfplakat?«

»Eine bunte, für gewöhnlich recht große Zeichnung, die einen Matador mit Umhang und Degen darstellt, wie ein Stier

ihn auf die Hörner nehmen will.« Er war verwirrt. »Wie alt sind Sie?« fragte er. Vielleicht war das Alter ein wichtiger Faktor.

»Achtzehn«, antwortete Rachael. »Schön, der Mann tritt also auch ein und legt seinen Arm um mich. Was sagt er dabei?«

»Wissen Sie, wie so ein Stierkampf endet?« fragte Rick.

»Vermutlich wird jemand verletzt.«

»Am Schluß wurde der Bulle stets umgebracht.« Er wartete und ließ die beiden Nadeln nicht aus den Augen. Sie zitterten ruhelos, sonst nichts. Ablesen konnte er eigentlich nichts.

»Noch eine abschließende Frage«, sagte er. »Sie besteht aus zwei Teilen. Sie erleben im Fernsehen einen alten Film aus der Vorkriegszeit. Es ist gerade ein Bankett im Gange. Die Gäste schlürfen rohe Austern.«

»Igitt!« rief Rachael. Die Nadeln schlugen rasch aus.

»Der erste Gang besteht aus gekochtem Hund, mit Reis gefüllt.« Diesmal zeigten die beiden Nadeln einen geringeren Wert an als bei den rohen Austern. »Sind Sie mit rohen Austern eher einverstanden als mit gekochtem Hund? Anscheinend nicht.« Er legte seinen Stift hin, schaltete die Lampe aus und nahm ihr die Klebescheibe von der Wange.

»Sie sind ein Androide«, sagte er zu ihr – oder vielmehr zu ihm. »Das ist das Resultat des Tests.«

Eldon Rosen betrachtete ihn mit einem Ausdruck tiefster Sorge. Das hagere Gesicht des alten Mannes verzerrte sich ärgerlich. »Hab' ich recht?« fragte Rick. Er bekam keine Antwort, weder von ihm noch von dem Mädchen. »Hören Sie«, fuhr er einlenkend fort. »Unsere Interessen gehen doch in dieselbe Richtung. Für mich ist es wichtig, daß der Voigt-Kampff-Test funktioniert V fast so wichtig, wie es für Sie ist.«

»Sie ist kein Androide«, sagte Eldon Rosen.

»Das glaube ich Ihnen nicht!«

»Warum sollte er denn lügen?« mischte sich Rachael wütend ein. »Wenn schon, würden wir mit Lügen eher das Gegenteil

versuchen.«

»Ich möchte, daß von Ihnen eine Knochenmarksanalyse angefertigt wird«, sagte Rick zu ihr. »So kann man organisch feststellen, ob Sie ein Androide sind oder nicht. Zugegeben, das ist ein langwieriger und schmerzhafter Vorgang, aber ...«

Rachael unterbrach ihn: »Nach dem Gesetz kann man mich zu keinem Knochenmarkstest zwingen. Außerdem dauert eine solche Untersuchung bei einer lebenden Person – nicht bei einem erledigten Androiden – sehr lange. Daß Sie diesen verdammten Voigt-Kampff-Test durchführen dürfen, liegt nur an den Sonderfällen. Die muß man beständig im Auge behalten, und während sich die Regierung mit diesem Problem befaßte, habt ihr Polizeibeamte nebenbei den Voigt-Kampff-Test mit durchgesetzt. Aber was Sie sagen, stimmt schon: Damit ist es aus mit den Tests!« Sie stand auf, tat einige Schritte und blieb mit dem Rücken zu ihm stehen.

»Es geht jetzt gar nicht um die Rechtmäßigkeit eines Knochenmarkstests«, sagte Eldon Rosen rauh, »sondern darum, daß hr Gefühlstestverfahren bei meiner Nichte versagt hat. Ich kann Ihnen erklären, warum das Testergebnis ähnlich wie bei einem Androiden ausgefallen ist. Rachael ist an Bord der Salander 3 aufgewachsen. Sie wurde im Raumschiff geboren. Vierzehn von ihren achtzehn Jahren hörte sie nichts anderes, als was die Tonbänder der Salander und die neun erwachsenen Besatzungsmitglieder über die Erde wußten. Dann kehrte das Schiff, wie Sie wissen, ein Sechstel des Weges zurück zur Proxima, sonst hätte Rachael die Erde nie zu sehen bekommen. Oder zumindest erst in hohem Alter.«

»Sie hätten mich glatt erledigt«, sagte Rachael über die Schulter. »Bei einer Polizeirazzia wäre ich umgebracht worden. Das weiß ich, seit ich vor vier Jahren hier landete. Ich werde nicht zum erstenmal mit der Voigt-Kampff-Skala getestet. Ich verlasse auch kaum dieses Gebäude – das Risiko ist einfach zu groß, weil die Polizei überall fliegende Teststatio-

nen errichtet, um bisher unerkannte Sonderfälle zu entdecken.«

»Und Androiden«, fügte Eldon Rosen hinzu. »Aber das erfährt die Öffentlichkeit natürlich nicht. Das Volk soll nicht wissen, daß sich Androiden auf der Erde befinden, mitten unter uns.«

»Ich glaube auch nicht, daß das zutrifft«, erwiderte Rick. »Ich bin ziemlich fest davon überzeugt, daß die verschiedenen Polizeibehörden hier und in der Sowjetunion alle erwischt haben. Die Erdbevölkerung ist ja inzwischen klein genug geworden. Jeder stolpert früher oder später über eine zufällig aufgebaute Straßensperre.«

»Wie lauten Ihre Anweisungen für den Fall, daß Sie bei dem Test einen Menschen als Androiden einstufen sollten?« erkundigte sich Eldon Rosen.

»Das ist Dienstgeheimnis.« Er begann seinen Apparat in die Tasche zu packen. Rosen und seine Nichte sahen ihm dabei zu, ohne ein Wort zu sprechen. Rick fuhr fort: »Logischerweise habe ich in diesem Fall die weiteren Tests zu unterlassen – was ich hiermit tue. Wenn der Test einmal versagt hat, ist es sinnlos, weiterzumachen.« Er ließ die Tasche zuschnappen.

»Wir hätten Sie beschwindeln können«, sagte Rachael. »Weshalb sollten wir zugeben, daß Ihr Test bei mir versagte? Dasselbe gilt auch für die anderen neun Testobjekte, die wir ausgesucht haben.« Sie machte eine heftige Handbewegung. »Wir brauchten nichts weiter zu tun, als ganz einfach Ihre Testergebnisse anzuerkennen, wie sie auch ausfielen.«

Rick wandte ein: »Ich hätte darauf bestanden, im voraus eine Liste zu bekommen – eine genaue Aufteilung in versiegeltem Umschlag. Damit hätte ich meine eigenen Testergebnisse vergleichen können. Die Übereinstimmung hätte sich rasch herausgestellt.« Und jetzt weiß ich, daß ich sie nie bekommen hätte, fügte er in Gedanken hinzu.

»Ja, ich glaube, das hätten Sie vermutlich getan«, sagte Eldon Rosen. Er warf Rachael einen Blick zu. Sie nickte. »Über

diese Möglichkeit haben wir auch schon gesprochen«, murmelte Rosen widerwillig.

»Dieses Problem ist Ihnen einzig und allein aus Ihrer Arbeitsmethode erwachsen«, sagte Rick. »Niemand zwingt Sie dazu, die Verfeinerung humanoider Roboter so weit zu treiben, daß ...«

»Wir produzieren nur, was die Kolonisten haben wollen«, unterbrach ihn Rosen. »Damit folgen wir dem ehrwürdigen Prinzip jeglichen geschäftlichen Unternehmens. Wenn unsere Firma nicht immer menschlichere Androiden hergestellt hätte, wären uns andere Unternehmen auf diesem Gebiet zuvorgekommen. Wir kannten sehr wohl das Risiko, das wir mit der Entwicklung des Denkzentrums Nexus-6 eingingen. Aber Ihr Voigt-Kampff-Test war schon ein Versager, bevor wir diesen Androidentyp auf den Markt brachten! Ich hätte noch verstanden, wenn es Ihnen nicht gelungen wäre, einen Nexus-6 als Androiden zu erkennen, wenn Sie ihn als Menschen angesprochen hätten ... aber so!« Seine Stimme wurde hart und durchdringend. »Ihre Polizeidienststellen können sehr wohl echte Menschen mit unterentwickelten Gefühlsreaktionen wie meine unschuldige Nichte hier als vermeintliche Androiden erledigt haben! Vom moralischen Standpunkt aus ist Ihre Position außerordentlich schwach, Mr. Deckard! Nicht unsere!«

Rick erwiderte bissig: »Mit anderen Worten: Ich soll gar keine Gelegenheit bekommen, einen Androiden zu überprüfen. Um das zu verhindern, habt ihr mir zuallererst dieses schizoide Mädchen vorgesetzt.« Und damit ist mein Test ausgelöscht, das wurde ihm sofort klar.

»Wir haben Sie in der Hand«, erklärte Rachael Rosen ruhig und sachlich. Sie drehte sich zu ihm um und lächelte ihn an.

Selbst in diesem Augenblick war ihm noch nicht restlos klar, wie es dem Rosen- Konzern gelungen war, ihn hereinzulegen, und noch dazu so schnell. Darin waren sie ganz große Könner! Ein solcher Mammutkonzern verfügt eben über zuviel Erfah-

rung. Er kann sich auf das Wissen vieler Gehirne stützen.

»Mr. Bryant, Ihr Vorgesetzter, wird kaum verstehen können, wie Sie dazu kamen, Ihren Testapparat vor uns bloßzustellen, noch ehe die eigentliche Überprüfung begann«, fuhr Rosen fort und deutete zur Decke. Rick entdeckte die Kameralinse. Der unverzeihliche Fehler, der ihm gegenüber dem Rosen-Konzern unterlaufen war, schien tatsächlich auch noch im Film festgehalten worden zu sein.

Eldon fuhr mit einer einladenden Handbewegung fort: »Ich denke, für uns alle wäre es am vernünftigsten, wir setzten uns zusammen und erzielten irgendeine Einigung, Mr. Deckard. Es besteht kein Anlaß zur Besorgnis. Der Androiden-Typ Nexus-6 ist eine Tatsache, mit der wir von unserer Gesellschaft uns abgefunden haben –- und Sie dürften sich inzwischen ebenfalls damit abgefunden haben, denke ich.«

Rachael beugte sich über Rick und fragte: »Würden Sie nicht gern eine Eule besitzen?«

»Ich bezweifle sehr, daß ich jemals Besitzer einer Eule sein werde.« Aber er wußte genau, was sie meinte. Er durchschaute jetzt, welches Geschäft der Rosen-Konzern vorhatte. In ihm entstand eine Spannung, wie er sie noch nie zuvor erlebt hatte.

Eldon Rosen sagte: »Aber Sie wünschen sich doch eine Eule, wie?« Er warf seiner Nichte einen fragenden Blick zu. »Ich glaube, er hat noch keine Idee ...«

»Natürlich weiß er es«, widersprach sie. »Er weiß ganz genau, worauf diese Unterhaltung hinausläuft. Oder etwa nicht, Mr. Deckard?« Diesmal beugte sie sich noch dichter über ihn. Er spürte ihr feines Parfüm, die Wärme, die von ihr ausging. »Sie haben es praktisch schon erreicht. Mr. Deckard. Praktisch sind Sie bereits Eulenbesitzer.« Sie wandte sich zu Eldon Rosen: »Er ist von Beruf Blade Runner, das weißt du doch. Er lebt also von seinen Prämien und nicht vom Gehalt. Stimmt das etwa nicht, Mr. Deckard?« Er nickte nur.

»Wie viele Androiden sind diesmal entkommen?«

Er antwortete freimütig: »Acht. Ursprünglich. Zwei davon wurden bereits erledigt, von einem Kollegen, nicht von mir.«

»Wieviel bekommen Sie für jeden Androiden?« fragte Rachael.

Achselzuckend sagte er: »Das ist unterschiedlich.«

Rachael sagte: »Wenn Sie kein Testverfahren zur Verfügung haben, das Sie anwenden könnten, dann ist es Ihnen unmöglich, einen Androiden zu erkennen. Und wenn Sie einen Androiden nicht ausmachen können, gibt es für Sie auch keine Prämien. Wenn also der Voigt-Kampff-Test aufgegeben werden muß ...« Rick unterbrach sie: »Dann wird ein neues Testverfahren an seine Stelle treten. Das passiert nicht zum erstenmal.« Genaugenommen war es schon dreimal geschehen, aber da stand der neue Test, das verfeinerte Analyseverfahren, schon bereit. Es trat kein Leerlauf ein. Diesmal war die Lage anders.

»Mit der Zeit wird sich die Voigt-Kampff-Skala natürlich auch überholen. Aber nicht gleich. Wir sind selbst sehr froh darüber, daß dieser Test die Androiden vom Typ Nexus-6 einwandfrei erkennt, und wünschen uns, daß Sie auf dieser Basis mit Ihrer eigenen Arbeit fortfahren.« Sie bewegte sich vor und zurück, die Arme vor der Brust verschränkt, ohne einen Blick von ihm zu lassen.

»Sag ihm, daß er seine Eule haben kann«, knurrte Eldon Rosen.

»Sie können die Eule haben«, sagte Rachael und sah ihn immer noch unverwandt an. »Scrappy, die Eule oben auf dem Dach. Aber wir bestehen auf einer Paarung, sobald wir ein männliches Tier auftreiben können. Der Nachwuchs bleibt unser alleiniges Eigentum, das muß von vornherein klar sein.«

»Die Brut wird geteilt«, sagte Rick.

»Nein!« antwortete Rachael sofort. »Auf diese Weise hätten Sie einen Anspruch auf die einzige vorhandene Eulenzucht für alle Ewigkeit. Und noch eine Bedingung stellen wir: Sie kön-

nen Ihre Eule niemanden vermachen. Bei Ihrem Tod fällt sie an unsere Firma zurück.«

»Das klingt ganz nach einer Einladung an den Rosen-Konzern, mir bald einen Mörder auf den Hals zu schicken«, wandte Rick ein. »Wenn Sie Ihre Eule sofort wieder zurückhaben wollen. Damit bin ich nicht einverstanden, das ist mir zu gefährlich.«

»Sie sind doch Prämienjäger«, sagte Rachael. »Wenn Sie sich schon nicht selbst zu schützen wissen, wie wollen Sie dann die sechs noch verbliebenen Androiden vom Typ Nexus-6 erledigen? Sie sind ein ganzes Stück schlauer als die alten W-4 vom Grozzi-Konzern.«

»Aber ich bin in diesem Fall der Jäger«, sagte er. »Wenn für die Eule eine Rückgebeklausel vereinbart wird, werde ich der Gejagte sein.« Der Gedanke, ein Loch in den Pelz gebrannt zu bekommen, behagte ihm gar nicht. Er hatte gesehen, welche Wirkung ein Laserstrahl bei den Androiden hatte.

»Na schön«, meinte Rachael. »In diesem Punkt geben wir nach. Sie können die Eule Ihren Erben vermachen. Aber dafür bestehen wir auf der kompletten Brut. Wenn Ihnen das nicht paßt, dann fliegen Sie ruhig nach San Franzisko zurück und gestehen Ihren Vorgesetzten ein, daß man mit der Voigt-Kampff-Skala – zumindest wenn Sie sie handhaben – einen Andy nicht von einem menschlichen Wesen unterscheiden kann. Dann dürfen Sie sich gleich nach einem anderen Job umsehen.«

»Lassen Sie mir etwas Bedenkzeit«, bat Rick.

»Okay«, sagte Rachael. »Bleiben Sie hier und machen Sie es sich bequem.« Sie sah auf ihre Armbanduhr.

»Eine halbe Stunde«, erklärte Eldon Rosen. Dann ging er mit Rachael schweigend auf die Tür zu.

Als Rachael die Tür hinter sich und ihrem Onkel schließen wollte, rief ihr Rick ärgerlich nach: »Sie haben mir da eine großartige Falle gestellt! Sie haben mein Versagen festgehal-

ten, Sie wissen, daß meine Existenz von der Voigt-Kampff-Skala abhängt, und Sie besitzen diese gottverdammte Eule.«

»Ihre Eule, mein Lieber«, sagte Rachael freundlich. »Haben Sie das vergessen? Wir binden ein Etikett mit Ihrer Privatanschrift ans Bein und lassen es Ihnen sofort nach San Franzisko fliegen. Wenn Sie Feierabend machen, werden Sie es schon vorfinden.« Es, dachte er. Sie hat die Eule ›es‹ genannt! Nicht ›sie‹.

»Einen Augenblick noch!« rief er.

Rachael hielt an der Tür inne und fragte: »Sie haben sich schon entschieden?«

Er klappte noch einmal seine Tasche auf und sagte: »Ich möchte Ihnen noch eine allerletzte Frage aus der Kampff-Skala stellen. Setzen Sie sich noch einmal hin.« Rachael streifte Ihren Onkel mit einem raschen Blick. Er nickte, und sie nahm widerstrebend noch einmal Platz. »Wozu soll das gut sein?« fragte sie und zog ebenso angewidert wie bekümmert die Augenbrauen hoch. Er bemerkte mit professioneller Aufmerksamkeit ihre Muskelanspannung. Gleich darauf hatte er die Klebescheibe wieder an ihrer Wange befestigt und den dünnen Lichtstrahl der Bleistiftlampe auf ihr rechtes Auge gerichtet. Rachael starrte regungslos ins Licht und gab sich keine Mühe, ihre Abscheu zu verbergen.

»Hübsche Tasche, nicht wahr?« fragte Rick, während er nach den Testformularen suchte. »Staatseigentum.«

»Na, na«, murmelte Rachael unsicher.

»Babyhaut«, erklärte Rick und streichelte das schwarze Leder.

»Hundertprozentig echte menschliche Babyhaut.« Er sah, wie die Zeiger an beiden Skalen rasend ausschlugen – aber erst nach einer winzigen Pause. Die Reaktion kam, aber zu spät. Er kannte die richtige Reaktionszeit bis auf den Bruchteil einer Sekunde genau – in diesem Falle hätte es überhaupt keine Verzögerung geben dürfen.

»Danke, Miß Rosen«, sagte er und sammelte wieder seine Geräte ein. Sein Nachtest war abgeschlossen. »Das wäre alles.«

»Sie wollen gehen?« fragte Rachael.

»Ja«, antwortete er. »Ich bin fertig.«

Vorsichtig fragte Rachael. »Und was ist mit den übrigen neun Testobjekten?«

»Die Skala hat sich in Ihrem Fall als zuverlässig erwiesen«, sagte Rick. »Alles andere kann ich davon ableiten. Der Voigt-Kampff-Test ist nach wie vor wirksam.« Er wandte sich an Eldon Rosen, der in sich zusammengesunken an der Tür stand.

»Weiß sie es?« Manchmal wußten sie es wirklich nicht. Immer wieder wurden Versuche mit falschen Erinnerungen unternommen, meist in der irrigen Hoffnung, damit die Testergebnisse verfälschen zu können.

Eldon Rosen sagte: »Nein. Wir haben sie völlig vorprogrammiert. Aber ich glaube, in letzter Zeit hat sie es vermutet.« Zu dem Mädchen sagte er: »Du hast es befürchtet, als er dich um einen weiteren Test bat.« Bleich und wie erstarrt nickte Rachael.

»Hab keine Angst vor ihm«, fuhr Eldon Rosen fort. »Du bist kein illegal zur Erde entkommener Android, sondern das Eigentum des Rosen-Konzerns, das Anschauungsmodell für künftige Auswanderer.« Er ging auf das Mädchen zu und legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter.

»Er hat recht«, sagte Rick. »Ich werde Sie nicht erledigen, Miß Rosen. Guten Tag!« Er ging auf die Tür zu, dann blieb er noch einmal stehen. »Ist die Eule echt?« fragte er die beiden.

Rachael sah wieder rasch zu Eldon Rosen hinüber.

»Er reist ohnehin ab«, sagte Rosen. »Jetzt spielt es auch keine Rolle mehr. Die Eule ist künstlich. Es gibt keine Eulen.«

»Mhm«, brummte Rick und trat auf den Korridor hinaus.

So arbeitet also der größte Hersteller von Androiden, sagte sich Rick. Hinterhältig, wie er es niemals gedacht hätte. Kein Wunder, daß die Polizeibehörden der ganzen Welt Schwierig-

keiten mit Nexus-6 hatten. Der Nexus-6- Andy. Jetzt war er ihm begegnet. Rachael mußte ein Roboter dieses Typs sein! Zum erstenmal bekam Rick einen zu sehen. Und es war verdammt knapp – beinahe hätten sie es geschafft! Sie waren wirklich nahe daran, den ganzen Voigt-Kampff-Test zu untergraben, die einzige Methode zu ihrer Entdeckung.

6

Der Fernseher dröhnte. Während John Isidore die staubbedeckten Stufen zur nächsttieferen Etage hinunterstieg, erkannte er bald auch die vertraute Stimme von Buster-Freundlich, der sich jovial an seine weltweite Zuhörerschaft wandte: »Hallo, Freunde! Zack-zack! Wenden wir uns kurz dem morgigen Wetter zu. Zunächst einmal die Ostküste der USA. Wie der Wettersatellit Mungo meldet, wird der Niederschlag um die Mittagszeit besonders ausgeprägt sein und dann allmählich nachlassen. Deshalb, meine Lieben, wartet bis zum Nachmittag, wenn ihr euch wirklich hinauswagen wollt, klar? Und da wir schon vom Warten reden – noch zehn Stunden, dann sehen wir uns wieder mit meiner Riesenüberraschung, einer echten Sensation! Ich werde euch etwas verraten, das euch umwerfen wird ...« John Isidore klopfte an die Wohnungstür. Sofort verstummte der Fernseher.

»He!« rief er. »Ich wohne ein Stockwerk höher. Ich hab' Ihren Fernseher gehört und möchte Sie kennenlernen, okay?« Er wartete und horchte. Kein Geräusch, keine Bewegung. Seine Worte hatten die Person da drin nicht zum Leben erweckt.

»Ich hab Ihnen einen Würfel Margarine mitgebracht«, sagte er, beugte sich dicht zur Tür vor und versuchte, mit seiner Stimme das dicke Material zu durchdringen. »Ich heiße J. R. Isidore und arbeite bei dem bekannten Tierarzt Mr. Hannibal Sloat.«

Die Tür öffnete sich zaghaft einen Spaltbreit. Er sah in der

Wohnung die furchtsame, in sich zusammengesunkene Gestalt eines Mädchens, die sich von ihm abwandte und am liebsten geflohen wäre, aber doch die Tür festhielt, als suche sie daran Halt. Ihre riesengroßen Augen sahen ihn mit einem kläglichen Versuch zu lächeln starr an.

In plötzlichem Verstehen sagte er: »Sie haben geglaubt, in diesem Haus allein zu sein. Sie haben gedacht, es ist verlassen.« Das Mädchen nickte und flüsterte: »Ja.«

»Aber es ist doch ganz schön, Nachbarn zu haben«, sagte Isidore. »Teufel, bevor Sie da waren, hatte ich keine. Und das war, weiß Gott, kein Vergnügen.«

»Sie sind außer mir der einzige Bewohner des Hauses?« fragte das Mädchen. Jetzt schien ihre Angst allmählich zu schwinden. Sie richtete sich auf und strich sich mit einer Hand das dunkle Haar zurück. Er merkte nun erst, daß sie eine gute Figur hatte, wenn auch recht zierlich. Ihre Augen wurden durch lange schwarze Wimpern betont. Er hatte sie mit seinem Besuch so überrascht, daß sie außer einer Pyjamahose nichts anhatte. Er wandte den Blick von ihr und sah die Unordnung im Zimmer. Überall lagen geöffnete Koffer umher. Ihr Inhalt war über den Boden zerstreut. Aber daran war nichts Ungewöhnliches. Sie mußte gerade erst angekommen sein.

»Ich bin außer Ihnen der einzige Hausbewohner«, sagte Isidore. »Und ich werde Sie gewiß nicht belästigen.« Er kam sich tolpatschig vor. Seine Gabe, die er nach dem alten Vorkriegsritual eines Gastgeschenks angeboten hatte, war abgelehnt worden. Dem Mädchen schien das nicht einmal bewußt zu werden. Vielleicht wußte sie auch gar nicht, wozu ein Würfel Margarine gut ist.

»Guter alter Buster«, sagte er in einem Versuch, bei ihr das Eis zu brechen. »Mögen Sie ihn? Ich sehe ihn mir jeden Morgen an, und auch abends, wenn ich von der Arbeit zurückkomme. Inzwischen ist mein Fernseher leider kaputt.«

»Wer ...«, begann das Mädchen. Seltsam, dachte er, sollte sie

noch nie etwas von dem berühmtesten Komiker der Welt gehört haben?

»Woher kommen Sie eigentlich?« fragte er neugierig.

»Das dürfte doch wohl keine Rolle spielen!« Sie sah rasch zu ihm auf. Dabei schien sie etwas zu bemerken, was ihr die Angst nahm. Sie entspannte sich ein wenig. »Ich freue mich sehr über Ihren Besuch – aber erst später, wenn ich richtig eingezogen bin. Im Augenblick geht das natürlich absolut nicht.«

»Und warum nicht?« Er war verblüfft. Alles an ihr verwirrte ihn. »Ich könnte Ihnen beim Auspacken helfen«, bot er an. »Und Ihre Möbel ...«

»Ich habe keine Möbel. Die Sachen waren alle schon hier.« Sie deutete hinter sich. »Mit denen geht's doch nicht«, sagte Isidore. Das sah er auf den ersten Blick. Die Stühle, der Teppich, die Tische – alles zerbrochen, ruiniert, angenagt vom unerbittlichen Zahn der Zeit, schief und unbrauchbar, lange nicht mehr benutzt. In dieser Wohnung hatte seit Jahren niemand mehr gelebt.

»Hören Sie«, sagte er ernsthaft, »wenn wir durchs ganze Haus gehen, finden wir vermutlich noch ein paar Sachen, die nicht so mitgenommen sind. Eine Lampe aus dieser Wohnung, einen Tisch aus jener.« .

»Das mache ich schon selbst, danke!«

»Sie wollen diese Wohnungen doch nicht etwa ganz allein betreten?« Er konnte es nicht fassen.

»Warum denn nicht?« Sie verzog das Gesicht, weil sie merkte, daß sie etwas Falsches gesagt hatte.

»Ich hab's probiert. Einmal nur. Seitdem komme ich nach Hause, gehe gleich in meine Wohnung und denke nie über den Rest des Hauses nach. Wohnungen, in denen keiner lebt, Hunderte davon, voll mit Möbeln und Sachen anderer Leute. Dieses Gebäude ist bis auf meine Wohnung völlig vermüllt.«

»Vermüllt?« Sie verstand das Wort nicht.

»Müll, das sind nutzlos gewordene Gegenstände. Weil nie-

mand aufpaßt, vermehrt sich der Müll ganz von selbst Wenn Sie beispielsweise Schlafengehen und Müll in Ihrer Wohnung herumliegen lassen, dann ist am Morgen, wenn Sie wieder aufwachen, doppelt soviel da. Es wird immer mehr und mehr.«

»Aha.« Das Mädchen sah ihn unsicher an und wußte offenbar nicht recht, ob sie ihm glauben sollte oder nicht.

Er erklärte: »Die Wohnung, die Sie sich da ausgesucht haben, ist so vermüllt, daß sie unbewohnbar geworden ist. Aber wir können den Müllfaktor umkehren – wie gesagt, wir durchsuchen die anderen Wohnungen. Aber ...« Er brach ab.

»Aber was?«

»Aber gewinnen können wir trotzdem nicht.«

»Warum nicht?« Sie trat hinaus auf den Flur und verschränkte die Arme schamhaft vor ihren kleinen, festen Brüsten. So stand sie vor ihm und bemühte sich, ihn zu verstehen. Jedenfalls erweckte sie diesen Eindruck.

»Weil man gegen Müll nicht gewinnen kann. Das ist ein Naturgesetz, das im ganzen Kosmos gilt. Das ganze Universum treibt einem Endstadium absoluter, völliger Vermüllung zu.« Er fügte hinzu: »Die einzige Ausnahme ist natürlich der Aufstieg von Wilbur Mercer.«

Sie blinzelte ihn an. »Da sehe ich keinen Zusammenhang.«

»Aber das ist doch der ganze Sinn des Mercerismus«, sagte er verwundert. »Nehmen Sie denn an der Einswerdung nicht teil? Besitzen Sie keinen Gefühlskasten?«

Nach einer kurzen Pause sagte sie vorsichtig: »Ich habe meinen nicht mitgebracht, weil ich annahm, daß ich hier einen finden würde.«

Nun stotterte er vor lauter Aufregung: »Aber ... ein ... ein Gefühlskasten – das ist doch der persönlichste Besitz, den man haben kann! Damit kommt man mit anderen in Berührung und ist nicht mehr so allein. Jeder weiß das. Mercer läßt sogar Leute wie mich ...« Er unterbrach sich, aber es war zu spät. Er hatte sich verplappert und merkte an ihrer Miene, daß sie verstanden

hatte. So fügte er mit leiser, zitternder Stimme hinzu: »Ich hätte den Intelligenztest beinahe geschafft. Ich bin kein extremer Sonderfall, nur ein gemäßigter. Aber das macht Mercer keinen Unterschied.«

»Was mich betrifft«, sagte sie, »so ist das mein Haupteinwand gegen den Mercerismus.« Ihre Stimme klang nüchtern. Sie stellt nur eine Tatsache fest, merkte er. Die Tatsache ihrer Grundeinstellung gegenüber geistig Minderbemittelten.

»Ich glaube, ich gehe jetzt wieder hinauf«, murmelte er und wandte sich von ihr ab. Den Margarinewürfel, der in seiner Hand feucht und weich geworden war, hielt er immer noch fest umklammert.

Sie sah ihm mit ausdruckslosem Gesicht nach. Dann rief sie plötzlich: »Warten Sie!«

Er blieb stehen und sah sich um. »Warum?«

»Ich brauche Sie. Sie sollen mir aus den anderen Wohnungen geeignete Möbel beschaffen, wie Sie vorhin gesagt haben.« Lässig ging sie auf ihn zu. Ihr nackter Oberkörper war schlank und geschmeidig. »Wann kommen Sie von der Arbeit nach Hause? Dann könnten Sie mir helfen!«

»Könnten Sie uns vielleicht etwas zu Essen richten?« fragte Isidore. »Wenn ich alle Zutaten mitbringe?«

»Nein, dafür hab' ich zuviel zu tun.« Sie schüttelte die Bitte mühelos ab. Er fühlte es, begriff es aber nicht. Jetzt wo ihre anfängliche Angst verschwunden war, ging etwas ganz anderes von ihr aus. Etwas sehr Fremdes. Bedauerlich, dachte er. Diese Kälte. Es lag nicht an dem, was sie tat oder sagte, sondern an den Dingen, die sie nicht tat und nicht sagte.

»Ein andermal« murmelte sie und kehrte zu ihrer Wohnungstür zurück.

»Haben Sie meinen Namen verstanden?« fragte er eifrig. »John Isidore, und ich arbeite bei ...«

»Sie haben mir vorhin schon gesagt, wo Sie arbeiten.« Sie blieb für einen Augenblick an ihrer Tür stehen, stieß sie auf

und sagte: »Bei irgendeinem unmöglichen Typ namens Hannibal Sloat, von dem ich sicher bin, daß er nur in Ihrer Phantasie existiert. Mein Name ist ...« Sie zögerte, warf ihm einen letzten kühlen Blick zu, öffnete ihre Tür und schloß: »Rachael Rosen.«

»Vom Rosen-Konzern?« fragte er. »Gehören Sie zum größten Hersteller humanoider Roboter für unser Kolonisationsprogramm?«

Für eine Sekunde huschte ein undefinierbarer Ausdruck über ihr Gesicht.

»Nein«, sagte sie. »Von der Firma hab' ich noch nie gehört. Ich weiß auch nichts darüber. Auch das existiert vermutlich nur in Ihrem einfältigen Kopf.«

»Aber Ihr Name ...«

Sie unterbrach ihn: »Mein Name ist Pris Stratton. Diesen Namen gebrauche ich, seit ich geheiratet habe. Ich werde nie anders als Pris gerufen. Sie dürfen mich auch Pris nennen.« Sie überlegte kurz, dann verbesserte sie sich: »Nein, nennen Sie mich lieber Miß Stratton. Wir kennen einander ja kaum.«

Die Tür fiel hinter ihr ins Schloß. Er stand allein auf dem staubbedeckten Korridor.

7

Nun, so geht es eben, sagte sich J. R. Isidore, als er mit seinem aufgeweichten Margarinewürfel in der Hand dastand. Vielleicht überlegt sie es sich noch, vielleicht darf ich doch Pris zu ihr sagen. Vielleicht überlegt sie sich die Sache mit dem Essen auch noch einmal.

Aber vielleicht kann sie gar nicht kochen! fiel ihm plötzlich ein. Na schön, dann tu' ich es eben, ich richte für uns beide das Essen her. Er stieg die dunkle Treppe zu seiner Wohnung hinauf.

Sie ist wirklich von gestern, überlegte er, während er seinen weißen Arbeitskittel überzog. Und wenn ich mich noch so beeile, ich komme auf jeden Fall zu spät zur Arbeit. Mr. Sloat wird sich ärgern – na und?

Sie hat beispielsweise noch nie etwas von Buster Freundlich gehört! Einfach undenkbar! Buster Freundlich ist der berühmteste und bedeutendste lebende Mensch – Wilbur Mercer natürlich ausgenommen. Aber Mercer ist kein menschliches Wesen, überlegte er. Offenbar ist er eine Naturerscheinung, kommt von den Sternen, wurde unserer Kultur von einer kosmischen Vorsehung gegeben. So sagen zumindest die Leute.

Er war fertig angezogen und stieg hinauf zum Dach, wo sein verbeulter gebrauchter Schwebewagen geparkt war.

Etwa eine Stunde später saß er im Firmenwagen und hatte sein erstes reparaturbedürftiges Tier abgeholt, eine elektrische Katze. Sie lag in dem staubsicheren Transportbehälter aus Plastik hinten im Lieferwagen und keuchte unregelmäßig. Man könnte fast glauben, sie sei echt, dachte Isidore, als er zur Van-Ness-Tierklinik zurückfuhr. Die Katze hinter ihm stöhnte.

Puh! sagte sich Isidore. Klingt tatsächlich, als ob sie sterben wollte. Vielleicht hat ihre zehn Jahre alte Batterie einen Kurzschluß, und jetzt brennen systematisch sämtliche Stromkreise durch. Ein schwieriger Fall. Milt Borogrove, der Mechaniker der Van-Ness-Tierklinik, würde damit alle Hände voll zu tun haben. Und ich habe dem Besitzer nicht einmal einen Kostenvoranschlag gegeben, fiel John Isidore zu seinem Schrecken ein.

Er sagte zu der Katze: »Halt noch eine Weile aus, wir sind gleich da!« Die Katze wimmerte noch heftiger. »Ich werde dich doch lieber unterwegs schon aufladen«, beschloß Isidore. Er landete den Firmenwagen auf dem nächstbesten Dach, ließ den Motor laufen, kroch nach hinten, öffnete den staubfesten Transportbehälter und hob die Katze heraus.

Der elektrische Mechanismus unter dem täuschend echt aus-

sehenden grauen Fell gurgelte und warf Blasen, die Videolinsen sahen glasig aus, die metallenen Kiefer waren verkrampft. Diese »Krankheits-Relais«, hatte er immer schon bestaunt. Die Konstruktion, die er nun auf dem Schoß hielt, war so gebaut, daß das ganze Ding nicht kaputt, sondern organisch krank wirkte, sobald irgendwo eine Kleinigkeit nicht funktionierte. Ich hätte es glatt für echt gehalten, dachte Isidore, während er am Bauch des Ersatztieres nach den versteckten Armaturen suchte, die bei diesem Typ besonders klein sein mußten. Gleichzeitig griff er nach der Leitung des Schnelladers. Aber er fand den Anschluß nicht. Er konnte auch nicht allzuviel Zeit mit der Suche vergeuden, weil das Ding sich kaum noch regte.

Wenn es sich tatsächlich um einen Kurzschluß handelt, der jetzt die verschiedenen Relais durchgehen läßt, überlegte er, dann sollte ich vielleicht versuchen, eins der Anschlußkabel von der Batterie zu lösen. Damit kommt der Mechanismus zum Stillstand, und es entsteht kein weiterer Schaden.

Seine kräftigen Finger tasteten das nachgemachte Rückgrat ab. Hier irgendwo mußten die Kabel sein. Verdammt gute Arbeit – eine absolut perfekte Imitation. Selbst bei genauester Untersuchung keine Kabel zu finden.

Er gab es auf. Die Ersatz-Katze funktionierte nicht mehr. Der Kurzschluß – falls es wirklich daran lag – mußte die Stromversorgung und den Hauptantrieb ausgeschaltet haben.

Isidore schob sich wieder auf den Fahrersitz, zog das Lenkrad an und surrte in die Höhe. Dann setzte er seinen Weg zur Werkstatt fort.

Auf diese Weise brauchte er sich zumindest das nervtötende Wimmern und Stöhnen des Dings nicht mehr anzuhören.

Seltsam, dachte er. Ich weiß, daß es sich um ein falsches Tier handelt, und doch geht mir das Gejammer, mit dem Hauptantrieb und Stromversorgung durchbrennen, immer auf den Magen. Wenn ich nur einen anderen Job bekommen könnte! Wenn ich den IQ-Test bestanden hätte, dann brauchte ich nicht diese

verhaßte Arbeit zu tun, die mich immer so mitnimmt.

Ach, denken wir lieber nicht daran. Nichts war für Isidore bedrückender als ein Vergleich zwischen seinen jetzigen geistigen Fähigkeiten und seiner einstigen Begabung. Mit jedem Tag ließen Scharfsinn und Kraft nach. Zusammen mit all den anderen Tausenden von Sonderfällen der Erde war er unterwegs zu einem gewaltigen Aschenhaufen.

Aus Langeweile schaltete er das Autoradio ein und suchte nach der Buster-Freundlich-Show, die genau wie im Fernsehen dreiundzwanzig Stunden am Tag ununterbrochen lief.

»Schön, daß Sie sich wieder eingeschaltet haben!« tönte Buster Freundlich. »Also, Amanda, es muß jetzt zwei Tage her sein, seit wir uns zuletzt gesprochen haben. Haben Sie irgendwelche neuen Dreharbeiten geplant?«

»Ja, sollte gästern Dräharbeit fier Film beginnän. Aber wollten sie, daß ich anfange um siebän ...«

»Sieben Uhr morgens?« fiel Buster Freundlich ein.

»Ja, richtisch, siebän Urr morgänns!« Amanda Werner ließ ihr berühmtes Lachen hören, das fast ebenso gekünstelt klang wie bei Buster Freundlich. Sein ständiges Repertoire umfaßte neben Amanda noch mehrere andere schöne, elegante, spitzbrüstige Ausländerinnen, von denen nie genau gesagt wurde, woher sie stammten, dazu ein paar sogenannte Humoristen mit derben Späßen. Wie fand Buster Freundlich nur Zeit, sowohl seine Fernseh- wie auch seine Rundfunksendungen aufzunehmen? überlegte Isidore. Und wie brachte es Amanda Werner fertig, jeden zweiten Tag sein Gast zu sein – Woche für Woche, Monat für Monat, Jahr für Jahr? Wie bringen sie es nur fertig, so viel zu reden und sich dabei, soviel er feststellen konnte, niemals zu wiederholen? Ihre witzigen und einfallsreichen Bemerkungen waren nicht einstudiert. Amanda war niemals krank, niemals müde, nie fehlte ihr eine schlagfertige Erwiderung auf Busters Feuerwerk von Andeutungen, Wortspielen, Witzen und spitzen Bemerkungen. Die Buster-Freundlich-

Show wurde nicht nur via Satellit auf der ganzen Erde ausgestrahlt, sondern auch die Emigranten auf den kolonisierten Planeten wurden ständig damit berieselt.

Versuchssendungen wurden für den Fall, daß sich die Besiedlung bereits so weit erstreckte, sogar bis zur Proxima ausgestrahlt.

Aber etwas an Buster Freundlich störte John Isidore, eine ganz bestimmte Beobachtung. Buster machte sich auf subtile, fast unmerkliche Weise über die Gefühlskästen lustig. Gerade in diesem Augenblick tat er es wieder.

»Ich mag keine Steine im Schuh«, plauderte er mit Amanda Werner. »Und wenn ich mal einen Berg hinaufklettere, dann nehme ich ein paar Flaschen Budweiser Bier mit.« Die Studiogäste lachten. »Und von dort oben werde ich dann mein Geheimnis enthüllen – harte Tatsachen einwandfrei belegt – in genau zehn Stunden!«

»Ich bittäh auch!« plapperte Amanda. »Nämmän Sie mir mit! Und wann einär wirft Fälsän und Steinä, so wärdä ich Innen beschietzen!« Wieder johlten die Zuschauer vor Vergnügen.

John Isidore fühlte sich vor den Kopf gestoßen. Warum mußte Buster Freundlich immer gegen den Mercerismus sticheln? Keinen anderen schien das zu stören. Selbst die UNO war damit einverstanden. Die Polizeibehörden in den Vereinigten Staaten und in der Sowjetunion hatten sogar öffentlich erklärt, der Mercerismus dämme das Verbrechen ein, da er die Bürger aufgeschlossener gegenüber dem Leid des Mitmenschen mache.

Vielleicht ist Buster eifersüchtig, mutmaßte Isidore. Vielleicht sieht er in Wilbur Mercer einen Nebenbuhler. Aber wieso?

Es geht um uns, sagte sich Isidore. Die beiden kämpfen um die Beherrschung unserer Seelen. Auf der einen Seite die Gefühlskästen, auf der anderen Seite Busters Schlagfertigkeit und

seine aus dem Ärmel geschüttelten Späße.

John Isidore parkte den Lieferwagen auf dem Dach der Van-Ness-Tierklinik und trug rasch den Transportbehälter mit dem leblosen falschen Tier hinunter zu Hannibal Sloat. Mr. Sloat saß gerade an seinem Schreibtisch, über eine Ersatzteil-Inventur gebeugt. Er sah auf, und sein graues, verwüstetes Gesicht war wie eine Wasserfläche, in die ein Stein gefallen ist.

Hannibal Sloat war zu alt zur Emigration und, wenn auch kein Sonderfall, trotzdem dazu verurteilt, für den Rest seines Lebens auf der Erde zu bleiben. Im Laufe der Jahre hatte ihn der Staub ausgehöhlt, seine Haut grau werden lassen, grau seine Gedanken. Der ganze Mann war eingeschrumpft, seine Beine waren spindeldürr, sein Schritt immer unsicherer geworden.

»Was haben Sie denn da?« fragte Sloat.

»Eine Katze mit einem Kurzschluß in der Stromversorgung.« Isidore stellte den Kasten auf den papierübersäten Schreibtisch seines Chefs.

»Was soll ich denn damit?« fragte Mr. Sloat. »Hinunter damit zu Milt in die Werkstatt!« Unwillkürlich öffnete er aber doch den Käfig und hob den Katzenkörper heraus. Früher war er selbst Mechaniker gewesen.

Isidore sagte: »Nach meiner Meinung kämpfen Buster Freundlich und der Mercerismus miteinander um die Beherrschung unserer Seelen.«

»Hm, wenn das so ist, wird Buster gewinnen«, brummte Sloat und betrachtete die Katze.

»Im Augenblick mag er gewinnen, aber auf lange Sicht wird er verlieren!« widersprach Isidore.

Sloat hob den Kopf und blinzelte. »Warum?«

»Weil sich Wilbur Mercer ständig selbst erneuert. Er ist unsterblich. Oben auf dem Gipfel wird er niedergeworfen; er sinkt hinab ins Grab, aber er wird immer erneut wiedergeboren. Und wir mit ihm. Also sind auch wir unsterblich.«

»Buster ist ebenso unsterblich wie Mercer«, erklärte Sloat.

»Zwischen den beiden gibt's keinen Unterschied.«

»Wie wäre das möglich? Buster ist doch ein Mensch!«

»Ich weiß nicht recht«, sagte Sloat. »Aber es stimmt schon, auch wenn sie's nie zugegeben haben.«

»Ist das der Grund, warum Buster täglich sechsundvierzig Stunden Sendung machen kann?« fragte Isidore.

»Genau.«

»Und was ist mit Amanda Werner und den anderen Frauen?«

»Die sind auch unsterblich.«

»Handelt es sich um eine überlegene Lebensform von einem anderen Stern?«

»Es ist mir nie gelungen, das mit Sicherheit herauszufinden«, antwortete Sloat und betrachtete immer noch die Katze. Er nahm die staubige Brille ab und sah das halbgeöffnete Maul des Tieres an. »Im Fall Wilbur Mercer habe ich allerdings schlüssige Beweise«, fügte er kaum hörbar hinzu.

Dann begann er plötzlich zu fluchen. Die Verwünschungen rissen eine volle Minute lang nicht mehr ab. Zuletzt sagte Sloat: »Diese Katze ist nicht nachgemacht. Ich wußte, daß so etwas einmal vorkommen würde. Und sie ist tot.«

Mit seiner schmuddeligen blauen Segeltuchschürze erschien der stämmige, blasse Milt Borogrove an der Tür. »Was ist denn los?« fragte er. Er sah die Katze, trat ein und nahm sie in die Hand.

»Der Einfältige hat sie mitgebracht«, sagte Mr. Sloat. Dieses Wort hatte er bisher noch niemals in Isidores Gegenwart gebraucht.

»Wenn sie noch lebte, hätte er sie zu einem richtigen Tierarzt bringen können«, sagte Milt. »Was mag sie wohl wert sein? Hat jemand einen Sidney-Katalog zur Hand?«

»D-d-eckt d-as d-denn nicht Ihre Ver-verSicherung?« stotterte Isidore. Die Beine gaben unter ihm nach. Alles ringsum begann sich zu drehen.

»Ja!« knurrte Sloat nach einer ganzen Weile verächtlich.

»Das schon, aber es ist einfach schade drum, das regt mich auf. Wieder ein lebendes Geschöpf weniger. Haben Sie das denn nicht gemerkt, Isidore? Ist Ihnen der Unterschied nicht aufgefallen?«

»Ich hab's für eine ausgezeichnete Arbeit gehalten«, würgte Isidore hervor. »Ich meine, sie machte einen lebendigen Eindruck, und bei einer so guten Ausführung ...«

»Ich glaube nicht, daß Isidore den Unterschied feststellen kann«, warf Milt verständnisvoll ein. »Für ihn sind alle lebendig, auch die nachgemachten Tiere. Vermutlich hat er versucht, die Katze zu retten.« Er wandte sich an Isidore: »Versucht, die Batterie aufzuladen? Den Kurzschluß zu finden?«

»J-ja«, gab Isidore zu.

»Vermutlich war sie schon so mies dran, daß sie es ohnehin nicht mehr geschafft hätte«, sagte Milt. »Laß den Einfältigen doch in Ruhe, Han. In einem Punkt hat er schon recht: die Imitationen sehen heutzutage verdammt naturgetreu aus, seit die neuen Modelle diese Krankheitsrelais eingebaut bekommen. Lebende Tiere sterben nun mal, das Risiko geht jeder Besitzer ein. Wir sind nur nicht daran gewöhnt, weil wir fast nur Imitationen zu sehen bekommen.«

»Dieser verdammte Verlust«, murmelte Sloat.

»Mercer sagt, d-daß alles L-leben wiederkehrt«, erklärte Isidore. »Auch T-tiere vollenden d-den Kreislauf. Ich meine, wir alle steigen m-m-mit ihm auf und ...«

»Erzählen Sie das dem Besitzer dieser Katze!« unterbrach ihn Sloat.

Isidore war nicht ganz sicher, ob Sloat diese Bemerkung ernst meinte. »Sie meinen, ich mm-uß dd-as tun? Aber die Anrufe erledigen Sie doch immer!« Er empfand eine krankhafte Angst vor dem Videophon und brachte es praktisch nicht fertig, ein Gespräch zu führen. Das wußte Mr. Sloat natürlich.

»Laß ihn«, sagte Milt. »Ich mach das schon.« Er griff nach dem Hörer. »Welche Nummer?«

»Die muß ich hier irgendwo haben.« Isidore suchte in den Taschen seines Arbeitskittels.

Sloat befahl: »Der Einfältige ruft an.«

»Ich k-kann d-doch nicht mit d-dem Video umgehen!« protestierte Isidore. »Weil ich haarig, häßlich, schmutzig, klein, ungepflegt und grau bin. Außerdem macht mich die Strahlung krank.«

Milt sagte lächelnd zu Sloat: »Ich glaube, wenn mir so zumute wäre, würde ich das Videophon auch nicht benutzen. Los, Isidore, wenn Sie mir die Nummer nicht geben, kann ich nicht anrufen, und Sie müssen es doch selbst tun.« Er streckte liebenswürdig die Hand aus.

»Der Einfältige ruft an«, beharrte Sloat. »Oder er fliegt 'raus!« Dabei sah er weder Isidore noch Milt an, sondern starrte nur geradeaus.

»Ach, laß doch!« versuchte ihn Milt zu besänftigen.

Isidore stotterte: »Ich hör's n-nicht g-gern, w-wenn jemand Einfältiger zu mir sagt! Ich meine, d-der Staub hat b-bei Ihnen auch 'ne Menge angerichtet, rein f-f-physisch. W-wenn auch v-vielleicht nicht im K-k-kopf, wie b-bei mir.« Ich bin den Job los, sagte er sich. Ich kann unmöglich anrufen. Und dann fiel ihm plötzlich ein, daß der Besitzer der Katze sofort zur Arbeit aufgebrochen war. Vermutlich war dort gar niemand zu Hause. »Ich d-denke, ich r-ruf ihn d-doch an«, murmelte er und holte den Zettel mit der Anschrift aus der Tasche.

»Siehst du?« sagte Sloat zu Milt. »Wenn er muß, dann kann er.« Isidore setzte sich ans Videophon, nahm den Hörer in die Hand und wählte die Nummer.

»Das schon«, knurrte Milt. »Aber man sollte ihn nicht dazu zwingen. Und er hat recht. Der Staub hat dich auch nicht ungeschoren gelassen. Du bist schon fast blind, und in ein paar Jahren wirst du das Gehör verloren haben.«

Sloat sagte: »Das gilt auch für dich, Borogrove. Deine Haut hat die Farbe von Hundedreck.«

Auf dem Videoschirm tauchte ein sehr gepflegtes Frauengesicht mit einem festen Haarschopf darüber auf. »Ja?«

»M-m-mrs. P-pilsen?« fragte Isidore. Entsetzen lähmte ihn. Er hatte natürlich nicht daran gedacht – aber der Katzenbesitzer war verheiratet, und seine Frau hielt sich selbstverständlich zu Hause auf. »Ich m-mm-öchte mit Ihnen über Ihre K-k-k ...« Er brach hilflos ab und rieb sich das Kinn. Endlich stieß er hervor:

»Ihre Katze sprechen!«

»Ach ja, Sie haben Horace abgeholt«, sagte Mrs. Pilsen. »Ist es wirklich Lungenentzündung? Mein Mann befürchtete es.«

»Ihre Katze ist gestorben«, sagte Isidore.

»Um Himmels willen, nein.«

»Wir werden sie Ihnen ersetzen«, sagte er und warf Mr. Sloat einen raschen Blick zu. Der schien einverstanden zu sein. Unsicher fuhr er fort: »Der Inhaber unserer Firma – er wird persönlich ...«

»Nein!« unterbrach ihn Sloat. »Die Leute kriegen einen Scheck von uns. Listenpreis nach Sidney.«

»... wird Ihnen persönlich eine neue Katze aussuchen«, hörte sich Isidore sagen. Nachdem er sich erst einmal auf dieses unerträgliche Telefongespräch eingelassen hatte, konnte er nun nicht mehr zurück. Seine Worte machten sich sozusagen selbständig. Sowohl Sloat wie auch Borogrove starrten ihn fassungslos an, als er fortfuhr: »Beschreiben Sie uns bitte genau, was für eine Katze Sie wünschen. Farbe, Geschlecht, Gattung wie zum Beispiel Man, Angora, Abessinisch ...«

»Horace ist tot«, murmelte Mrs. Pilsen.

»Er hatte Lungenentzündung«, erklärte Isidore. »Er starb auf dem Weg ins Krankenhaus. Unser Oberarzt, Dr. Hannibal Sloat, brachte die Ansicht zum Ausdruck, daß Ihr Kater in diesem Stadium ohnehin nicht mehr zu retten war. Aber glücklicherweise wollen wir ihn ersetzen, Mrs. Pilsen. Freuen Sie sich nicht darüber?«

Mrs. Pilsen hatte Tränen in den Augen. »Es gibt nur einen

Kater wie Horace. Als er noch ganz klein war, stand er immer vor uns und starrte zu uns empor, als wollte er uns eine Frage stellen. Wir haben nie begriffen, was er uns fragen wollte. Vielleicht kennt er jetzt die Antwort.«

Isidore hatte eine Idee. »Wie wäre es mit einer genauen elektrischen Nachahmung Ihres Katers? Wir können eine handgearbeitete Kopie bestellen, bei der jedes einzelne Detail Ihres Katers ganz genau ...«

»Wie schrecklich!« rief Mrs. Pilsen. »Lassen Sie das nur nicht meinen Mann hören! Wenn Sie Ed so etwas vorschlagen, wird er verrückt! Er hat an Horace mehr gehangen als an irgendeiner anderen Katze, und er besitzt seit seiner frühen Kindheit immer Katzen.«

Milt nahm Isidore den Hörer aus der Hand und sagte zu der Frau. »Wir können Ihnen den Listenpreis laut Sidney-Katalog per Scheck ersetzen, oder wir können, wie Mr. Isidore vorgeschlagen hat, eine neue Katze für Sie besorgen. Es tut uns auch sehr leid, daß Ihr Kater gestorben ist; aber wie Mr. Isidore bereits sagte, handelte es sich um Lungenentzündung, und die verläuft fast immer tödlich.«

»Ich kann's meinem Mann gar nicht sagen«, erklärte Mrs. Pilsen.

»Nun gut, Madam«, sagte Milt und verzog ein wenig das Gesicht. »Dann rufen wir ihn an. Würden Sie mir bitte die Telefonnummer seines Arbeitsplatzes geben?« Er streckte die Hand aus. Mr. Sloat reichte ihm rasch Stift und Papier.

Mrs. Pilsen schien sich allmählich zu fassen. »Hören Sie«, sagte sie. »Vielleicht hatte der andere Herr doch recht. Vielleicht sollte ich ein elektrisches Ersatztier bestellen, ohne daß Ed es merkt. Gibt es so getreue Nachahmungen, daß mein Mann den Unterschied nicht bemerken wird?«

Zweifelnd meinte Milt: »Wie Sie wollen. Aber nach unserer Erfahrung läßt sich der Besitzer eines Tieres nie täuschen. Sehen Sie, wenn man wirklich eng mit einem falschen Tier zu tun

hat ...«

»Ed ist Horace nie nahegekommen, obgleich er ihn sehr liebte. Ich glaube, wir versuchen es zuerst mit einem elektrischen Ersatztier, und wenn das nicht klappt, können wir Horace immer noch durch eine echte Katze ersetzen. Ich möchte nur nicht, daß mein Mann davon erfährt, ich glaube, das würde er nicht überleben. Deshalb ist er Horace auch nie zu nahe gekommen – weil er Angst hatte. Und als Horace krank wurde – als er Lungenentzündung bekam, wie Sie sagen –, da packte Ed Entsetzen, und er wollte es nicht wahrhaben. Deshalb haben wir auch so lange gezögert, ehe wir Sie anriefen. Zu lange!«

Sie nickte und schluckte ihre Tränen hinunter. »Wie lange wird das wohl dauern?«

Milt überlegte: »Wir können es in zehn Tagen fertig haben. Die Auslieferung nehmen wir dann tagsüber vor, wenn Ihr Mann bei der Arbeit ist.« Er verabschiedete sich und legte auf.

»Er wird's merken«, sagte er zu Sloat.

Sloat sagte sachlich: »Leute, die ihre echten Tiere wirklich lieben, zerbrechen daran. Gut, daß wir nur mit Ersatztieren zu tun haben. Ist euch klar, daß echte Tierärzte dauernd solche Anrufe auf sich nehmen müssen?« Er betrachtete John Isidore. »In mancher Hinsicht sind Sie gar nicht so dumm, Isidore. Sie haben das ganz gut gemacht, auch wenn sich nachher Milt einschalten mußte.«

»Er hat seine Sache gut gemacht«, sagte Milt. Er hob den toten Kater hoch. »Ich nehme ihn mit hinunter in die Werkstatt. Han, ruf bitte Wheelright & Carpenter an, sie sollen ihren Konstrukteur herschicken, damit er die Katze mißt und fotografiert. Mitnehmen können sie den Kater nicht, weil ich nachher die Imitation selbst mit dem Original vergleichen will.«

»Ich denke, ich lasse lieber Isidore mit den Leuten reden«, entschied Sloat. »Er hat diese Sache angefangen. Wenn er mit Mrs. Pilsen zurecht gekommen ist, müßte er auch mit Wheelright & Carpenter fertig werden.«

Milt sagte zu Isidore: »Sie dürfen unter keinen Umständen das Original bekommen.« Er hielt Horace hoch. »Sie werden es versuchen, weil sie es dann viel einfacher haben. Bleiben Sie standhaft.«

»Hm«, sagte Isidore blinzelnd. »Okay. Vielleicht sollte ich gleich anrufen, bevor die Verwesung einsetzt.«

8

Rick Deckard parkte den frisierten Dienstwagen auf dem Dach des Justizgebäudes von San Franzisko in der Lombard Street und stieg hinunter zu Bryants Büro. »Sie sind aber verteufelt rasch wieder hier«, sagte sein Vorgesetzter, lehnte sich in seinem Sessel zurück und nahm eine Prise Sondermischung No. 1.

»Ich habe alles erledigt, was Sie mir aufgetragen hatten.« Rick setzte sich vor den Schreibtisch und stellte seine Mappe ab. Erst jetzt kam ihm zu Bewußtsein, wie müde er war.

»Wie geht's Dave?« fragte er. »Ist er so weit auf der Höhe, daß ich ihn besuchen kann? Ich möchte gern noch mit ihm reden, ehe ich mir den ersten der Andys vorknöpfe.«

Bryant sagte: »Sie versuchen es zuerst bei Polokov. Das ist der Andy, der Dave mit dem Laser erwischte. Am besten machen Sie sich gleich an die Arbeit, er weiß nämlich, daß wir ihn auf unserer Abschußliste stehen haben.«

»Noch bevor ich mit Dave gesprochen habe?« Bryant griff nach einem dünnen Blatt Papier. Der verwischten Schrift nach mußte es der vierte oder fünfte Durchschlag sein. »Polokov hat als Müllfahrer und Straßenreiniger bei der Stadt Anstellung gefunden.«

»Ist das nicht ein ausgesprochener Job für Sonderfälle?«

»Polokov mimt einen Sonderfall, einen Einfältigen, und tut, als könnte er nicht bis drei zählen. Darauf ist auch Dave he-

reingefallen. Sind Sie jetzt Ihrer Sache mit dem Voigt-Kampff-Test ganz sicher? Haben Sie oben in Seattle wirklich völlig einwandfrei festgestellt ...«

»Ich bin ganz sicher«, erklärte Rick knapp, ohne auf Einzelheiten einzugehen.

»Schön, Ihr Wort ist mir gut genug. Aber wir dürfen uns nicht einen einzigen Fehler erlauben.«

»Das dürfen wir bei der Jagd auf Andys nie. Insofern besteht da kein Unterschied.«

»Der Nexus-6 ist etwas anderes.«

»Ich hab' schon das erste Exemplar dieses Typs kennengelernt, und Dave ist auch zweien begegnet«, sagte Rick. »Drei, wenn Sie Polokov mitzählen. Schön, dann erledige ich heute noch Polokov, und vielleicht kann ich mich heute abend oder morgen mit Dave unterhalten.« Er griff nach der verwischten Briefkopie. Es war die Beschreibung des Androiden Polokov.

»Noch etwas«, sagte Bryant. »Ein sowjetischer Kollege von der WPO ist unterwegs nach hier. Er hat mich angerufen, während Sie in Seattle waren. Seine Aeroflot-Rakete müßte in etwa einer Stunde hier auf dem Flugplatz landen. Sein Name ist Sandor Kadalyi.«

»Und was will er?« Beamte von der Welt-Polizei-Organisation ließen sich nur höchst selten in San Franzisko blicken.

»Die WPO ist so sehr an Nexus-6 interessiert, daß man Ihnen einen Mann von dort mitgeben möchte – als Beobachter. Falls erforderlich, wird er Sie auch unterstützen. Sie entscheiden selbst, wie und wann er sich nützlich machen kann.«

»Und die Prämie?«

»Die brauchen Sie nicht mit ihm zu teilen«, antwortete Bryant mit sprödem Lächeln.

»Das hätte ich auch nicht als gerecht betrachtet.« Rick hatte nicht die Absicht, seinen Verdienst mit irgendeinem Kerl von der WPO zu teilen. Er studierte Polokovs Beschreibung, die

auch seine gegenwärtige Anschrift enthielt: Zur Zeit war er bei der Müllbeseitigungsfirma Bay Area Scavengers Company in Geary beschäftigt.

»Wollen Sie mit Polokovs Beseitigung warten, bis der sowjetische Beamte hier ist?« fragte Bryant.

Rick ärgerte sich. »Ich habe bisher immer allein gearbeitet. Aber Sie haben natürlich zu entscheiden – ich richte mich ganz nach Ihnen. Am liebsten würde ich mir Polokov gleich vorknöpfen und nicht erst warten, bis dieser Kadalyi gelandet ist.«

»Dann gehen Sie allein los«, entschied Bryant. »Danach nehmen Sie sich gleich den zweiten Andy vor, eine gewisse Miß Luba Luft – ihre Beschreibung haben Sie auch –, aber bei dieser Aktion wird Kadalyi mitwirken.«

Rick stopfte die Kopien in seine Mappe, verließ das Büro seines Chefs und stieg wieder hinauf zu seinem Schwebewagen. Seine erste Station auf der Suche nach dem Androiden Polokov war das Büro der Bay Area Scavengers Company. »Ich suche einen Ihrer Mitarbeiter«, sagte er zu der ernsten, grauhaarigen Empfangsdame.

Das Firmengebäude beeindruckte ihn. Es war groß und modern und beherbergte eine stattliche Anzahl gutbezahlter Büroangestellter. Die knöcheltiefen Teppiche und die Schreibtische aus echtem Holz erinnerten ihn daran, daß die Müllbeseitigung seit dem letzten Krieg einer der bedeutendsten Industriezweige auf der Erde geworden war.

»Mr. Ackers ist unser Personalchef«, erklärte die Empfangsdame. Dabei zeigte sie auf einen Schreibtisch aus imitierter Eiche, hinter dem ein schmächtiges, zerknittertes Männchen in riesigen Haufen Papier wühlte.

Rick zückte seinen Polizeiausweis. »Wo hält sich Ihr Mitarbeiter Polokov im Augenblick auf? Arbeitet er, oder ist er zu Hause?«

Mr. Ackers sah widerwillig in seinen Unterlagen nach und antwortete: »Polokov müßte eigentlich bei der Arbeit sein. Er

ist für die Autopresse in unserem Werk Daly City eingeteilt. Die flachgepreßten Wracks werden dann übrigens in die Bucht gekippt. Allerdings ...« Er nahm ein anderes Papier zur Hand, griff nach dem Videophon und rief irgendeinen Hausanschluß an. Als er wieder auflegte, murmelte er: »Polokov ist nicht zur Arbeit erschienen – ohne Entschuldigung. Was hat er ausgefressen?«

»Falls er sich noch melden sollte, sagen Sie nichts davon, daß ich mich nach ihm erkundigt habe«, sagte Rick. »Verstanden?«

»Gut, verstanden«, murrte Ackers gekränkt.

Dann flog der frisierte Schwebewagen mit dem Polizei-Kennzeichen zu Polokovs Wohnung im Viertel Tenderloin. Wir werden ihn niemals erwischen, sagte sich Rick. Bryant und Holden haben schon zu lange gewartet.

Rick überflog schnell noch einmal das dünne Stück Papier mit der Beschreibung. Der Voigt-Kampff-Test war bei Polokov bereits angewandt worden – das konnte er sich also sparen und sofort zum nächsten Teil seiner Aufgabe übergehen, der Vernichtung des Androiden.

Am besten locke ich ihn erst einmal hier heraus, sagte er sich. Er stellte seinen Waffenkasten hin und öffnete ihn. Dann holte er einen neutralen Penfield-Sender hervor, drückte auf den Knopf für Katalepsie und schützte sich selbst gegen die ausgestrahlte Stimmung, indem er eine neutralisierende Gegenwelle direkt auf sich richtete.

Jetzt sind sie alle starr wie die Salzsäuren, sagte er sich, als er den Sender wieder abschaltete – jeder in der ganzen Nachbarschaft, ob Mensch oder Andy. Keine Gefahr mehr für mich. Ich brauche nur hineinzugehen und ihn mit einem Laserstrahl zu durchbohren.

Mit Hilfe eines Passepartouts, der sämtliche bekannten Schlösser selbsttätig analysierte und öffnete, betrat Rick die Wohnung, das Lasergerät schußbereit. Kein Polokov. Nur

halbverfallene Möbel, Staub und Müll.

Ich hab's ja gleich gewußt, sagte sich Rick. Er sah die erste Prämie von tausend Dollar schon davonschwimmen.

Also suchen wir die anderen Andys, die nicht wie Polokov gewarnt wurden – diese Miß Lube Luft beispielsweise ...

Er fuhr hinauf aufs Dach zu seinem Schwebewagen und meldete sich telefonisch bei Harry Bryant. »Bei Polokov hab' ich kein Glück gehabt. Vermutlich ist er gleich nach dem Schuß auf Dave abgehauen.« Er sah auf seine Uhr. »Soll ich jetzt Kadalyi vom Flugplatz abholen? Damit ließe sich Zeit sparen, und ich möchte bald bei Luba Luft anfangen.« Ihre Beschreibung hatte er bereits vor sich liegen und begann sie sorgsam zu studieren.

»Gute Idee«, sagte Bryant. »Nur ist Mr. Kadalyi bereits hier. Nach seinen Angaben kam seine Aeroflot-Maschine zu früh an. Einen Augenblick!« Eine unsichtbare Konferenz schien stattzufinden. »Er fliegt gleich zu Ihnen hinüber«, sagte Bryant, als er wieder auf dem Schirm erschien. »Bleiben Sie, wo Sie sind und lesen Sie sich inzwischen das Material über Miß Luft durch.«

»Opernsängerin. Angeblich aus Deutschland. Zur Zeit beim Ensemble der San Francisco Opera Company.« Unwillkürlich nickte er und ließ kein Auge von dem Blatt Papier. »Muß eine gute Stimme haben, wenn sie so rasch unterkommt. Schön, ich warte hier auf Kadalyi.« Er gab Bryant seine Ortsmeldung durch und unterbrach die Verbindung.

Ich werde mich als Opernfreund ausgeben, beschloß Rick, während er weiterlas. Besonders gern möchte ich sie einmal als Donna Anna im Don Giovanni sehen und hören. Ich besitze persönlich eine Sammlung mit Aufnahmen einstiger Größen wie Elisabeth Schwarzkopf und Lotte Lehmann oder Lisa della Casa. Das liefert uns genug Gesprächsthema, während ich das Voigt-Kampff-Gerät aufbaue.

Der Apparat in seinem Wagen summte. Rick meldete sich.

Die Polizeizentrale sagte: »Mr. Deckard, da ist für Sie ein

Anruf aus Seattle. Mr. Bryant sagte, ich soll ihn zu Ihnen durchstellen. Der Rosen-Konzern.«

»Okay«, sagte Rick und wartete. Was mögen die noch wollen? überlegte er. Nach seinen bisherigen Erfahrungen hatte er nicht gern mit der Familie Rosen zu tun.

Auf dem winzigen Schirm erschien das Gesicht von Rachael Rosen. »Hello, Mr. Deckard.« Ihm fiel ihr versöhnlicher Ton auf. »Sind Sie im Augenblick sehr beschäftigt, oder kann ich Sie für ein paar Sekunden sprechen?«

»Reden Sie nur.«

»Wir haben hier in der Firma Ihre Lage in bezug auf die entkommenen Nexus-6- Typen besprochen. Da wir sie sehr gut kennen, meinen wir, daß Sie mehr Glück hätten, wenn einer von uns mit Ihnen zusammenarbeitet.«

»Inwiefern?«

»Nun, einer von uns könnte Sie begleiten und die Augen nach diesen Androiden offenhalten.«

»Warum? Was hätte ich davon?«

Rachael erklärte: »Die Nexus-6 werden sich vor Menschen sehr in acht nehmen. Aber wenn sich ihnen ein anderer Nexus-6 näherte ...«

»Damit meinen Sie wohl sich selbst.«

»Ja.« Sie nickte und verzog keine Miene.

»Danke, aber ich bin jetzt schon allzu reichlich mit Hilfe versorgt.«

»Aber ich glaube im Ernst, daß Sie mich brauchen.«

»Das bezweifle ich sehr. Aber ich überlege es mir und rufe wieder zurück.«

»Es ist Ihnen nicht ernst damit«, sagte Rachael. »Sie werden mich nicht anrufen. Sie begreifen nicht, wie wendig ein illegal entkommener Androide vom Typ Nexus-6 ist, und vor was für einer unmöglichen Aufgabe Sie stehen. Wir fühlen uns in diesem Punkt in Ihrer Schuld, weil ... Sie wissen schon. Weil wir uns so verhalten haben.«

»Ich werde es beherzigen.« Er wollte schon auflegen.

»Ohne mich«, sagte Rachael Rosen, »wird einer Sie erwischen, bevor Sie ihn erledigen können.«

»Leben Sie wohl«, murmelte er und legte auf. In welch einer Welt leben wir nur? fragte er sich. Jetzt wird schon ein Blade Runner von einem Androiden angerufen, der ihm seine Unterstützung anbietet!

Er setzte sich noch einmal mit der Polizeizentrale in Verbindung und sagte: »Bitte, stellen Sie keine Gespräche aus Seattle mehr zu mir durch.«

»Gut, Mr. Deckard. Ist Mr. Kadalyi schon bei Ihnen eingetroffen?«

»Nein, ich warte immer noch. Und er sollte sich lieber beeilen, denn ich werde nicht mehr sehr lange hier auf ihn warten.« Wieder legte er auf. Als er sich gerade wieder der Beschreibung von Luba Luft zuwandte, senkte sich ein Schwebetaxi auf das Dach herab. Es landete nur wenige Schritte neben ihm. Ein rot-gesichtiger Mann mit dem Gesicht eines Posaunenengels stieg aus. Er war ungefähr Mitte Fünfzig, trug einen gewaltigen Mantel von russischem Schnitt und kam lächelnd, mit ausgestreckter Hand, auf Ricks Dienstwagen zugeeilt. »Mr. Dekkard?« fragte der Mann mit deutlichem slawischem Akzent. »Der Prämienjäger für den Polizeibezirk San Franzisko?«

Das leere Taxi stieg wieder auf. »Ich bin Sandor Kadalyi«, murmelte er dann, öffnete die Wagentür und zwängte sich auf den Sitz neben Rick.

Als Rick dem Vertreter der WPO die Hand drückte, bemerkte er, daß dieser mit einem Laserrohr von ungewöhnlichem Typ bewaffnet war. Diese Bauart hatte er noch nie zuvor gesehen.

»Ach, das hier?« fragte Kadalyi. »Interessant, wie?« Er zog die Waffe aus dem Halfter. »Ich hab's vom Mars.«

»Und ich dachte, ich kenne jede Handfeuerwaffe«, sagte Rick. »Selbst die Typen, die in den Kolonien hergestellt und nur dort verwendet werden.«

»Die haben wir uns selbst gebaut«, antwortete Kadalyi und strahlte wie ein Weihnachtsmann. »Gefällt sie Ihnen? Sehen Sie – in der Funktion unterscheidet sie sich etwas ... Da, nehmen Sie mal!« Er reichte Rick die Waffe herüber. Der untersuchte sie mit der Erfahrung vieler Dienstjahre.

»Inwiefern soll sie anders funktionieren?« fragte er, weil er keinen Unterschied feststellen konnte.

»Drücken Sie ab.«

Rick zielte nach oben, aus dem Wagenfenster, und drückte ab. Nichts geschah. Kein Strahl kam zum Vorschein. Verwundert sah er Kadalyi an.

»Die Auslösung befindet sich nicht in der Waffe, die hab' ich immer bei mir«, erklärte der strahlend. »Sehen Sie?« Er öffnete die Faust und zeigte Rick ein winziges Kästchen. »Ich kann den Strahl sogar innerhalb gewisser Grenzen dirigieren, unabhängig davon, wohin gezielt wird.«

»Sie sind nicht Kadalyi, sondern Polokov«, sagte Rick.

»Meinen Sie das nicht umgekehrt? Sie sind ein bißchen durcheinander.«

»Ich meine, Sie sind der Androide Polokov, Sie kommen nicht von der sowjetischen Polizei.« Mit der Zehe drückte Rick auf den Notrufkontakt auf dem Boden seines Wagens.

»Und warum schießt mein Laserrohr nicht?« fragte Polokov-Kadalyi und schaltete den kleinen Stromgeber in seiner Hand ein und aus.

»Eine Sinuswelle«, sagte Rick. »Sie neutralisiert die Phasen der Laserstrahlung und dehnt sie zu normalem Licht.«

»Dann muß ich Ihnen das Genick brechen!« Der Androide ließ seinen kleinen Apparat fallen und griff mit beiden Händen nach Ricks Gurgel.

Während sich die Finger des Roboters in Ricks Hals verkrallten, schoß Rick vom Schulterhalfter aus seine Dienstpistole ab. Die Magnumkugel vom Kaliber 0,38 traf den Kopf seines Gegners und ließ den Behälter für das Denkzentrum ber-

sten. Der darin enthaltene Nexus-6-Apparat explodierte. Eine Druckwelle ging durch den Schwebewagen. Teile des Denkzentrums umwirbelten Rick wie der radioaktive Staub selbst. Die Überreste des erledigten Androiden schwankten hin und her, krachten gegen die Wagentür, prallten ab und sanken dann schwer gegen Rick. Er hatte alle Hände voll zu tun, die zukkenden Reste von sich wegzuschieben.

Zitternd griff er schließlich nach dem Sprechgerät und rief das Justizgebäude an. »Soll ich meinen Bericht abgeben?« fragte er. »Sagen Sie Harry Bryant, daß ich Polokov erwischt habe.«

»Sie haben Polokov erwischt. Er versteht dann, was gemeint ist?«

»Ja«, antwortete Rick und legte auf.

Herr im Himmel, war das knapp! Ich muß auf Rachael Rosens Warnung übertrieben reagiert haben, oder verkehrt, und das hat mich beinahe den Kragen gekostet. Aber auf jeden Fall habe ich Polokov erledigt, sagte er sich.

Tausend Dollar hab' ich immerhin bereits verdient, beruhigte er sich selbst. Es hat sich also gelohnt. Und ich habe schneller geschaltet als Dave Holden. Natürlich bedeutete Daves schlechte Erfahrung eine gewisse Vorbereitung für mich, das muß man zugeben.

Er hob noch einmal den Hörer ab und rief seine Wohnung an. Während er auf Iran wartete, zündete er sich eine Zigarette an.

Das Gesicht seiner Frau, gezeichnet von der freiwilligen sechsstündigen selbstanklagenden Depression, tauchte auf dem Schirm auf.

»Hello, Rick.«

»Was ist aus Nummer 594 geworden, die ich für dich gewählt hatte? Erfreute Anerkennung ...«

»Ich habe neu gewählt, sobald du draußen warst. Was willst du denn?« Ihre Stimme sank zu einem matten Flüstern herab.

»Ich bin so müde und habe keinerlei Hoffnung mehr – auf nichts. Unsere Ehe ist verpfuscht, und du wirst wahrscheinlich von einem Andy umgebracht werden. Wolltest du mir das mitteilen, Rick? Daß dich ein Andy erwischt hat?« Im Hintergrund polterte Buster Freundlich und machte einen Riesenlärm, so daß man ihre Worte kaum verstehen konnte.

»Hör mal!« unterbrach er sie. »Verstehst du mich denn überhaupt? Ich arbeite gerade an einer neuen Sache. An einem neuen Androidentyp, mit dem anscheinend nur ich fertig werden kann. Einen habe ich schon erledigt, das wäre einen Tausender für den Anfang. Weißt du, was das für uns ausmachen wird, wenn ich die Sache hinter mir habe?«

Iran starrte ihn blicklos an, nickte und machte »Oh!«

»Ich hab's dir ja noch gar nicht gesagt!« Jetzt merkte er es: diesmal war ihre Depression so tief, daß sie nicht einmal seine Worte begriff.

»Also, bis heute abend«, schloß er verbittert und schmetterte den Hörer auf das Gerät. Der Teufel soll sie holen, sagte er sich. Wozu riskiere ich eigentlich meinen Hals? Ihr ist es doch gleichgültig, ob wir einen Reiher bekommen oder nicht. Sie berührt das alles nicht.

Erfüllt von düsteren Gedanken, beugte er sich vor und sammelte die verstreuten Papiere vom Fußboden auf, darunter auch das Informationsblatt über Luba Luft. Sie ist mir keine Hilfe. Die meisten Androiden, die ich bisher kennengelernt habe, verfügen über mehr Vitalität und Lebenswillen als meine eigene Frau. Sie hat mir nichts mitzugeben. Dabei mußte er wieder an Rachael Rosen denken. Ihr Rat, den sie hinsichtlich der Mentalität eines Nexus-6 erteilt hatte, erwies sich als richtig. Falls sie keinen Anteil von dem Prämiengeld verlangt, könnte ich sie vielleicht doch gebrauchen.

Sein Zusammenstoß mit Polokov-Kadalyi hatte eine ziemlich einschneidende Änderung seiner Ansichten mit sich gebracht.

Er schaltete den Antrieb seines Schwebewagens ein, schwang sich in elegantem Bogen in die Lüfte und schlug die Richtung zum alten War Memorial Opera House ein. Nach Bryants Angaben müßte er dort um diese Tageszeit Luba Luft antreffen.

Nun machte er sich auch über sie einige Gedanken. Manche weiblichen Androiden erschienen ihm als ganz hübsch, und zu einigen fühlte er sich physisch hingezogen. Seltsamer Gedanke: Man weiß natürlich, daß es sich um nichts weiter handelt als um Maschinen, und dennoch kann man Emotionen nicht ganz ausschalten. Zum Beispiel Rachael Rosen.

Nein, die ist zu dünn, sagte er sich. Nicht richtig entwickelt, zu kleiner Busen. Eine richtige Kinderfigur, flach und gar nicht aufregend. Da konnte er sich schon etwas Besseres leisten.

Welches Alter gab der Informationsbogen eigentlich für Luba Luft an? Im Fliegen holte er die inzwischen zerknitterten Notizen hervor und sah unter der Rubrik des sogenannten ›Alters‹ nach. Achtundzwanzig, stand auf dem Bogen. Gut, daß ich einiges von Opern verstehe, sagte sich Rick. Ein weiterer Vorteil gegenüber Dave: Ich habe mehr für Kultur übrig.

Einen Versuch unternehme ich noch, ehe ich Rachael Rosen um ihre Hilfe bitte, beschloß er. Falls sich Miß Luft als zu harter Brocken erweisen sollte ... Aber eine Ahnung sagte ihm, daß es nicht der Fall sein würde. Polokov war der schwierigste Fall. Die anderen ahnten nicht, daß sie so intensiv gejagt wurden. Sie würden fallen wie die Fliegen.

Während er auf das Dach des Opernhauses mit den vielfach verzierten Simsen niederging, sang er ein Potpourri von Opernarien vor sich hin.

9

In dem enormen Walfischbauch aus Stein und Stahl ruhte sicher und dauerhaft das alte Opernhaus. Rick Deckard schlugen die lauten, hallenden Töne einer nicht sehr melodischen Probe entgegen. Schon beim Eintreten erkannte er Mozarts Zauberflöte.

Er liebte die Zauberflöte, Er ließ sich auf einem Logenplatz nieder – niemand schien ihn zu bemerken – und machte es sich bequem.

Papageno in seinem phantastischen Federkleid trat auf und sang mit Pamina die Worte, die Rick jedesmal Tränen in die Augen trieben, wenn er daran dachte. Könnte jeder brave Mann solche Glöckchen finden, seine Feinde würden dann ohne Mühe schwinden.

Nun, dachte Rick, im wirklichen Leben gibt es leider keine solchen Glöckchen, die mühelos alle Feinde zum Verschwinden bringen. Schade. Und Mozart war kurz nach Fertigstellung der Zauberflöte als noch junger Mann gestorben. Man hatte ihn in einem anonymen Armengrab beigesetzt.

Bei diesem Gedanken fragte sich Rick unwillkürlich, ob Mozart damals wohl schon gewußt hatte, daß es für ihn keine Zukunft gab, daß die ihm zugemessene kurze Zeitspanne bereits abgelaufen war. Vielleicht gilt das auch für mich, dachte Rick, während die Probe ihren Fortgang nahm.

Oben auf der Bühne sangen Papageno und Pamina ein Duett. Er verdrängte seine Gedanken und hörte wieder zu.

Papageno: »Mein Kind, was sollen wir nun sagen?«

Pamina: »Die Wahrheit, nur die Wahrheit sagen wir.«

Rick beugte sich vor und betrachtete Pamina in ihrem schweren, gefältelten Kleid. Er überflog noch einmal das Informationsblatt, dann lehnte er sich zufrieden zurück. Dort stand sein dritter Androide vom Typ Nexus-6. Luba Luft. In dieser sentimentalen Rolle lag eine gewisse Ironie. Ein entflo-

hener Androide kann noch so vital und aktiv wirken, er kann nie die Wahrheit sagen, jedenfalls nicht über sich selbst.

Rick staunte über Luba Lufts herrliche Stimme. Sie konnte durchaus neben den besten und berühmtesten Sängerinnen aus einer Sammlung klassischer Tonbänder bestehen. Eine hervorragende Konstruktion des Rosen-Konzerns, das mußte er zugeben. Wären die Androiden primitiv geblieben wie die alten Q-40 der Firma Derain, dann gäbe es kein Problem und keinen Bedarf an Prämienjägern.

Wann erledige ich es am besten? fragte er sich. Je schneller, um so besser. Vielleicht nach der Probe, wenn sie ihre Garderobe aufsucht.

Am Ende des Aktes wurde die Probe unterbrochen. In eineinhalb Stunden sollte sie weitergehen, verkündete der Dirigent in Englisch, Französisch und Deutsch. Dann verließ er sein Pult. Die Musiker ließen ihre Instrumente zurück und gingen ebenfalls.

Rick erhob sich und folgte langsam den letzten Mitgliedern des Ensembles hinter die Bühne zu den Garderoben. Er ließ sich dabei Zeit und überlegte. Es ist vielleicht doch besser, wenn ich es gleich hinter mich bringe. So wenig Zeit wie möglich mit der Unterhaltung und dem Test verschwenden.

Er sprach einen Regieassistenten an und erkundigte sich nach Miß Lufts Privatgarderobe. Der Mann trug das Kostüm eines ägyptischen Speerkämpfers. Er streckte nur die Hand aus. Rick ging auf die betreffende Tür zu, sah daran ein Schild ›PRIVAT - MISS LUFT‹ und klopfte.

»Herein!«

Die Sängerin saß an ihrem Schminktisch und hatte ein leinengebundenes Rollenbuch auf den Knien liegen. Hier und da machte sie sich mit einem Kugelschreiber Notizen. Sie trug immer noch Kostüm und Make-up, bis auf die Haube. Die hatte sie auf einen Ständer gelegt.

»Ja?« fragte sie und hob den Kopf. Die Bühnenschminke

ließ ihre Augen größer erscheinen. Sie richteten sich riesig und bernsteinbraun auf ihn und ließen nicht mehr locker. »Sie sehen doch, daß ich sehr beschäftigt bin.« Ihrem Englisch merkte man eine Spur von einem Akzent an.

»Sie können sich durchaus neben der Schwarzkopf sehen lassen«, sagte Rick.

»Wer sind Sie eigentlich?« fragte sie – mit jener eigenartigen Kühle, die er schon bei so vielen Androiden angetroffen hatte. Es war immer dasselbe: Großartiger Verstand, überragendes Können, und dann diese Gefühllosigkeit.

»Ich bin Beamter der Polizei von San Franzisko«, sagte er.

»So?« Die großen, durchdringenden Augen blieben ausdruckslos und verrieten keinerlei Erschrecken. »Was wollen Sie hier?«

Er setzte sich neben sie auf den Stuhl und zog den Reißverschluß seiner Dienstmappe auf. »Man hat mich hergeschickt, um Sie dem üblichen Persönlichkeitstest zu unterziehen. Es dauert nur ein paar Minuten.«

»Muß das denn sein?« Sie deutete auf das Rollenbuch. »Ich habe noch viel zu tun.« Erst jetzt machte sie einen besorgten Eindruck.

»Ja, es muß sein.« Er holte seine Instrumente für den Voigt-Kampff-Test heraus und baute sie auf.

»Ein IQ-Test?«

»Nein, ein Gefühlstest.«

»Dann muß ich meine Brille aufsetzen.« Sie streckte die Hand nach der Schublade ihres Schminktisches aus.

»Wenn Sie ohne Brille Ihre Rolle lesen und Notizen machen können, dann reicht es auch für diesen Test. Ich werde Ihnen einige Bilder zeigen und verschiedene Fragen stellen. Unterdessen ...« Er stand auf, beugte sich über sie und befestigte auf ihrer dickgeschminkten Wange die hochempfindliche Klebescheibe. »So, jetzt noch das Licht hier, dann haben wir's«, sagte er und stellte den dünnen Lichtstrahl auf ihr Auge ein.

»Halten Sie mich für einen Androiden? Geht es vielleicht darum?« Ihre Stimme war kaum noch hörbar. »Ich bin kein Androide. Ich war noch nicht einmal auf dem Mars. Ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen Androiden gesehen!« Ihre langen Wimpern zuckten unwillkürlich. Er sah, wie sehr sie um Fassung rang. »Soll sich nach Ihren Informationen ein Androide im Ensemble aufhalten? Dann will ich Ihnen gern behilflich sein. Würde ich Ihnen meine Hilfe anbieten, wenn ich selbst ein Androide wäre?«

»Einem Androiden ist es gleichgültig, was mit einem anderen Androiden geschieht«, erklärte er. »Das ist einer der Hinweise, nach denen wir suchen.«

»Dann müssen Sie ein Androide sein!« sagte Luba Luft.

Diese Bemerkung traf ihn wie ein Faustschlag. Er starrte sie an.

»Ihre Aufgabe besteht nämlich darin, sie zu töten, oder nicht?« fuhr sie fort. »Man nennt Sie einen ...« Das Wort fiel ihr nicht ein.

»Blade Runner«, ergänzte Rick. »Aber ich bin kein Androide.«

Ihre Stimme wurde nun wieder kräftiger. »Haben Sie selbst einmal diesen Test absolviert?«

»Ja.« Er nickte. »Schon vor langer, langer Zeit, gleich, als ich bei der Polizei eingestellt wurde.«

»Vielleicht ist das nur eine falsche Erinnerung. Laufen Androiden nicht manchmal mit falschen Erinnerungen herum?«

»Meine Vorgesetzten kennen das Testergebnis.«

»Vielleicht hat es einmal einen Menschen gegeben, der wie Sie aussah. Irgendwann haben Sie ihn getötet und seinen Platz eingenommen, ohne daß Ihre Vorgesetzten etwas davon merkten.« Sie lächelte, als wollte sie ihn zu einer Zustimmung ermuntern.

»Beginnen wir mit dem Test«, sagte er und holte die Bogen mit den Fragen heraus.

»Ich lasse mich testen – wenn Sie sich vorher testen lassen.«

Wieder starrte er sie sprachlos an.

»Wäre das nicht gerechter?« fragte Luba Luft. »Dann wäre ich wenigstens sicher, was Sie betrifft. Ich weiß nicht recht – Sie machen einen eigenartigen Eindruck, so hart und sonderbar.« Ein Schauder überlief sie. Dann lächelte sie wieder hoffnungsvoll.

»Sie wären gar nicht in der Lage, den Voigt-Kampff-Test abzunehmen. Dazu gehört eine Menge Erfahrung. Und nun hören Sie mir bitte genau zu. Diese Fragen betreffen gewisse Situationen, in die Sie versetzt werden könnten. Ich möchte von Ihnen hören, wie Sie sich dann jeweils verhalten würden. Ich brauche Ihre Antwort so rasch wie möglich, weil ich nämlich auch die Verzögerung registriere, falls eine solche eintritt.«

Er suchte die erste Frage aus. »Sie sitzen vor dem Fernseher, da kriecht Ihnen plötzlich eine Wespe übers Handgelenk.« Er sah auf die Uhr und zählte die Sekunden. Gleichzeitig beobachtete er die beiden Zifferblätter.

»Was ist eine Wespe?« fragte Luba Luft.

»Ein Insekt, das stechen und fliegen kann.«

»Wie seltsam!« Ihre riesigen Augen weiteten sich in kindlichem Erstaunen, als hätte er ihr soeben das größte Geheimnis der ganzen Schöpfung offenbart. »Gibt es noch solche Wespen? Ich habe nie eine gesehen.«

»Sie sind durch den Staub ausgerottet worden. Aber wissen Sie wirklich nicht, was eine Wespe ist? Sie müssen Wespen noch erlebt haben, das ist doch erst ...«

»Sagen Sie mir das deutsche Wort dafür.«

Er suchte nach dem deutschen Wort für Wespe, aber es fiel ihm nicht ein. »Ihr Englisch ist ganz ausgezeichnet«, sagte er verärgert.

»Meine Aussprache ist gut«, berichtigte sie. »Das ist wichtig für meine Rollen – Purcell, Walton und Vaughn Williams. Aber mein Wortschatz ist recht beschränkt.«

Sie sah ihn von der Seite an.

»Wespe!« rief er. Das deutsche Wort war ihm endlich eingefallen.

»Ach ja, eine Wespe!« Sie lachte. »Und wie war doch gleich die Frage? Ich hab sie schon wieder vergessen.«

»Versuchen wir es mit einer anderen.« Jetzt hatte es keinen Sinn mehr – nach diesem Zwischenspiel bekam er doch keine brauchbare Reaktion mehr.

»Sie sehen auf dem Bildschirm einen alten Film aus der Zeit vor dem Krieg. Ein Bankett wird dargestellt. Der erste Gang...« Er übersprang den ersten Teil der Frage »... besteht aus gekochtem Hund auf Reis.«

»Kein Mensch tötet einen Hund und ißt ihn dann«, sagte Luba Luft. »Diese Tiere sind ein Vermögen wert. Aber vermutlich handelte es sich um Imitationen – Ersatzhunde. Stimmt's? Doch die kann man nicht essen.«

»Vor dem Krieg!« knurrte er.

»Vor dem Krieg habe ich noch nicht gelebt.«

»Aber Sie haben doch im Fernsehen alte Filme gesehen.«

»Wurde dieser Film auf den Philippinen gedreht?«

»Warum?«

»Weil man auf den Philippinen früher gekochte Hunde auf Reis aß«, sagte Luba Luft. »Ich glaube, davon hab' ich einmal gelesen.«

»Was ich brauche, ist Ihre gefühlsmäßige, moralische Reaktion!« sagte er.

»Auf den Film?« Sie überlegte. »Ich würde abschalten und mir lieber Buster Freundlich ansehen.«

»Warum würden Sie abschalten?«

»Nun«, erwiderte sie hitzig, »wer will sich schon einen alten Film von den Philippinen ansehen? Ist denn auf den Philippinen außer dem Todesmarsch von Bataan jemals etwas passiert – und wer will den schon sehen?« Sie funkelte ihn böse an. Die Nadeln seiner Geräte schlugen nach allen Richtungen aus.

Nach einer Pause begann er vorsichtig: »Sie mieten eine Berghütte.«

»Ja«, sagte sie und nickte. »Fahren Sie fort.«

»In einer noch nicht verödeten Gegend, mit Vegetation.«

»Bitte?« Sie legte eine Hand hinters Ohr. »Den Ausdruck kenne ich nicht.«

»Die Vegetation bedeutet, daß dort noch Bäume und Büsche wachsen. Die Hütte besteht aus rohen Fichtenstämmen und hat einen großen offenen Kamin. Die Wände hat jemand mit alten Landkarten dekoriert, Drucke von Currier und Ives, und über dem Kamin wurde ein Hirschkopf mit vollem Geweih angebracht, ein voll entwickelter Zwölfender. Ihre Begleiter bewundern die Einrichtung der Hütte ...«

»Halt, da verstehe ich einiges nicht. Was ist ›Currier‹, ›Ives‹ und ›Zwölfender‹?« fragte Luba Luft. Sie schien sich jedoch um diese Ausdrücke zu bemühen. »Augenblick!« rief sie und hob die Hand. »Es hat etwas mit Reis zu tun, wie bei dem Hund. Reis mit Curry – Curryreis! So heißt das auch auf deutsch.«

Er konnte beim besten Willen nicht feststellen, ob Luba Luft mit ihren Sprachschwierigkeiten einen bestimmten Zweck verfolgte. Nach kurzem Überlegen entschloß er sich zu einer anderen Frage. Was konnte er sonst tun?

»Sie treffen sich mit einem Mann«, begann er. »Er lädt Sie in seine Wohnung ein. Als Sie dort ankommen ...«

»O nein!« unterbrach ihn Luba Luft. »Diese Frage ist leicht zu beantworten: Ich gehe nicht mit!«

»Aber darum geht es doch gar nicht.«

»Ach – haben Sie die falsche Frage erwischt? Aber die verstehe ich doch. Ist es nur deshalb eine falsche Frage, weil ich sie verstehe? Soll ich Ihre Fragen vielleicht gar nicht verstehen?« Mit einer nervösen Bewegung rieb sie sich über die Wange und löste dabei die Klebescheibe ab. Sie fiel zu Boden und rollte unter den Schminktisch. »Ach Gott!« murmelte sie

und bückte sich danach. Dabei hörte man Stoff einreißen. Ihr kostbares Kostüm!

»Ich heb's schon auf«, murmelte er, schob sie beiseite und kroch unter den Schminktisch.

Als er die Scheibe gefunden hatte und sich wieder aufrichtete, blickte er in die Öffnung eines Laserrohrs.

»Ihre Fragen sind auf sexuelles Gebiet abgeschweift«, erklärte Luba Luft scharf. »Das habe ich fast vermutet. Sie sind kein Polizeibeamter, sondern ein Sittlichkeitsverbrecher.«

»Sie können sich meinen Ausweis ansehen.« Er wollte in die Jackentasche greifen. Dabei bemerkte er, daß seine Hand schon wieder zitterte, wie vorhin bei Polokov.

»Wenn Sie in die Tasche greifen, werde ich Sie töten«, sagte sie.

»Das werden Sie ohnehin«, murmelte er und fragte sich, wie die Sache wohl ausgelaufen wäre, wenn er auf die Ankunft von Rachael Rosen gewartet hätte. Jetzt war diese Überlegung sinnlos geworden.

»Ich möchte noch einige Ihrer Fragen sehen.« Sie hielt ihm die Hand hin.

Widerwillig händigte er ihr die Fragebogen aus. »In einem Magazin stoßen Sie auf das ganzseitige Farbfoto eines nackten Mädchens«, las sie vor. »Die hier ist noch besser: Sie bekommen ein Kind von einem Mann, der Ihnen die Ehe versprochen hat. Der Mann läuft Ihnen mit einer anderen Frau davon – Ihrer besten Freundin. Sie lassen eine Abtreibung vornehmen. – Jetzt ist mir ganz klar, worauf Ihre Fragen abzielen. Ich werde die Polizei rufen.« Sie hielt die Waffe auf ihn gerichtet, ging hinüber zum Videophon und rief die Vermittlung an. »Verbinden Sie mich mit dem Polizeipräsidium von San Franzisko«, befahl sie. »Ich brauche einen Schutzmann.«

»Das war wirklich die beste Idee, die Sie bis jetzt hatten«, sagte Rick erleichtert. Und doch kam es ihm seltsam vor, daß Luba Luft die Polizei rief, anstatt ihn umzubringen. Wenn der

Streifenbeamte erst einmal hier war, hatte sie ihre Chance verspielt, und er war wieder am Zuge.

Sie muß sich für einen Menschen halten! schoß es ihm durch den Kopf. Offenbar hat sie keine Ahnung.

Wenige Minuten später – sie hielt ihn ununterbrochen mit dem Laserrohr in Schach – trat ein breitschultriger Polizeibeamter in der archaischen Uniform mit Revolver und Stern ein.

»Schon gut«, sagte er sofort zu Luba. »Tun Sie das Ding da weg!«

Sie legte die Waffe beiseite. Er nahm sie in die Hand und prüfte, ob sie geladen war. »Also, was war hier los?« fragte er.

Bevor sie ihm antworten konnte, wandte er sich an Rick: »Wer sind Sie überhaupt?«

Luba Luft erklärte: »Er drang einfach in meine Garderobe ein. Ich habe den Mann noch nie zuvor gesehen. Er gab vor, eine Umfrage oder etwas Ähnliches vornehmen zu müssen und wollte mir einige Fragen stellen. Ich habe mich einverstanden erklärt, weil ich glaubte, das sei in Ordnung – da fing er an, mir unzüchtige Fragen zu stellen.«

»Ihren Ausweis!« forderte der Beamte und streckte Rick die Hand hin.

Rick zückte seinen Dienstausweis und sagte: »Ich bin Prämienjäger der Polizei.«

»Die hiesigen Prämienjäger kenn' ich alle«, antwortete der Mann und prüfte Ricks Brieftasche. »Bei der Polizei von San Franzisko, sagen Sie?«

»Mein Vorgesetzter ist Inspektor Harry Bryant«, sagte Rick. »Da Dave Holden im Krankenhaus liegt, habe ich seine Abschußliste übernommen.«

»Ich hab' Ihnen doch schon gesagt, daß ich alle Prämienjäger kenne«, knurrte der Polizist. »Ihr Name ist mir dabei noch nie begegnet.« Er gab Rick seinen Ausweis zurück.

»Dann rufen Sie Inspektor Bryant an«, verlangte Rick.

»Es gibt keinen Inspektor Bryant«, widersprach der Unifor-

mierte.

Allmählich ging Rick ein Licht auf. »Sie sind ein Androide!« sagte er zu dem angeblichen Beamten. »Genau wie Miß Luft.« Er trat zum Videophon und hob selbst den Hörer ab. »Ich werde jetzt die Zentrale anrufen.« Dabei fragte er sich, wie weit ihn die beiden Androiden gehen lassen würden.

»Die Nummer ist ...«, begann der Polizist.

»Ich kenne unsere Nummer!« unterbrach ihn Rick, wählte und hatte sofort die Telefonzentrale der Polizei in der Leitung.

»Ich möchte Inspektor Bryant sprechen«, verlangte er.

»Wer ist am Apparat, bitte?«

»Hier spricht Rick Deckard.« Er wartete. Inzwischen nahm der Polizist Luba Lufts Aussage zu Protokoll. Die beiden beachteten ihn gar nicht.

Nach kurzer Pause erschien Harry Bryants Gesicht auf dem Bildschirm. »Was ist denn los?« fragte er Rick.

»Es gibt Ärger«, antwortete Rick. »Einer von Daves Liste ist ans Videophon gelangt und hat einen sogenannten Polizisten herbeigerufen. Anscheinend glaubt er mir nicht, wer ich bin. Er behauptet sämtliche Prämienjäger von San Franzisko zu kennen und noch nie von mir gehört zu haben.« Er fügte hinzu: »Von Ihnen hat er übrigens auch noch nie etwas gehört.«

»Geben Sie mir den Mann!« verlangte Bryant.

»Inspektor Bryant will Sie sprechen!« Rick hielt ihm den Videohörer hin. Der Polizist unterbrach seine Vernehmungen und griff nach dem Hörer.

»Wachtmeister Crams«, meldete er sich forsch. Pause. »Hallo?« Er lauschte und drehte sich dann zu Rick um. »Die Leitung ist tot. Auf dem Schirm ist auch niemand zu sehen.« Er deutete auf den Videoschirm. Er war leer.

Rick nahm dem Polizisten den Hörer ab und rief: »Mr. Bryant?« Er horchte, wartete – nichts! »Ich werde noch einmal wählen.« Er legte auf, hob wieder ab und wählte die vertraute Nummer. Der Apparat klingelte und klingelte. »Lassen Sie

mich's versuchen.« Wachtmeister Crams nahm Rick den Hörer ab. »Sie müssen sich verwählt haben.« Er wählte und murmelte: »Die Nummer ist 842 ...«

»Ich kenne die Nummer«, sagte Rick.

»Hier Wachtmeister Crams«, sagte der Uniformierte in den Hörer. »Haben wir einen gewissen Inspektor Bryant in der Zentrale?« Eine kurze Pause. »So. Und was ist mit einem Blade Runner namens Rick Deckard?« Wieder eine Pause. »Ganz sicher? Ist er vielleicht erst neuerdings ... aha. Ich verstehe. Gut, danke! Nein, ich komme schon allein zurecht.« Crams legte auf und drehte sich zu Rick um.

»Ich hatte ihn doch in der Leitung und sprach mit ihm«, sagte Rick. »Er wollte Sie haben. Vielleicht liegt eine Störung vor. Die Verbindung muß unterbrochen worden sein. Haben Sie es nicht selbst gesehen? Bryants Gesicht war auf dem Schirm, und dann ist es plötzlich verschwunden.« Er war verwirrt.

Wachtmeister Crams sagte: »Ich habe die Aussage von Miß Luft. Sie kommen jetzt mit zum Justizgebäude, damit ich Ihr Protokoll aufnehmen kann.«

»Okay«, sagte Rick und wandte sich an Luba Luft: »Ich bin übrigens gleich wieder hier. Der Test war noch nicht fertig.«

»Er ist ein Wüstling«, sagte Luba Luft zu Crams.

»Für welche Oper proben Sie gerade?« fragte Crams.

»Für die Zauberflöte«, antwortete Rick.

»Ich habe Sie nicht gefragt, sondern Miß Luft.« Der Polizist warf ihm einen strafenden Blick zu.

»Mir geht's nur darum, daß wir baldmöglichst ins Justizgebäude kommen, damit diese Angelegenheit erklärt wird«, antwortete Rick. Er klemmte sich seine Tasche unter den Arm und wollte auf die Tür zugehen.

»Halt! Erst will ich Sie durchsuchen!« Wachtmeister Crams filzte ihn sehr geschickt und stieß dabei auf die Pistole und das Laserrohr. Er roch an der Mündung der Schußwaffe und steckte dann beides ein. »Die Pistole ist erst kürzlich abgefeuert

worden«, stellte er fest.

»Ich habe einen Andy damit erledigt«, erklärte Rick. »Die Überreste liegen noch in meinem Dienstwagen, oben auf dem Dach.«

»Na schön, gehen wir hinauf und sehen wir uns die Sache an.« Die beiden verließen die Garderobe. Miß Luft begleitete sie bis an die Tür. »Er wird doch nicht zurückkommen, Wachtmeister? Ich habe wirklich Angst vor ihm. Er ist so – seltsam.«

»Wenn er oben in seinem Wagen die Leiche eines Ermordeten hat, wird er sicher nicht wiederkommen«, versprach Wachtmeister Crams. Er versetzte Rick einen Stoß in den Rükken. Seite an Seite fuhren sie zum Dach hinauf.

Der Polizist öffnete die Tür zu Ricks Wagen und betrachtete schweigend Polokovs Leiche.

»Ein Androide«, sagte Rick. »Ich wurde auf ihn angesetzt. Er hätte mich um ein Haar überrumpelt, indem er vorgab ...«

»Ihre Aussage wird in der Zentrale zu Protokoll genommen«, unterbrach ihn Crams. Er stieß Rick hinüber zu seinem weithin als Polizeifahrzeug kenntlichen Schwebewagen. Über Polizeifunk wies er jemanden an, Polokovs Überreste abzuholen. »Okay, Deckard«, sagte er dann. »Gehen wir!«

Der Schwebewagen hob mit den beiden ab und schwenkte nach Süden. Irgend etwas stimmt da nicht, sagte sich Rick. Wachtmeister Crams steuerte den Schwebewagen in die falsche Richtung.

»Das Justizgebäude befindet sich in der Lombard Street, das ist nördlich von hier«, sagte er.

»Das ist das alte Justizgebäude«, antwortete Wachtmeister Crams. »Das neue liegt an der Mission Street. Das alte Haus zerfällt ja schon, es ist eine Ruine, die seit Jahren nicht mehr benutzt wird. Ist es denn schon so lange her, seit Sie das letztemal erwischt worden sind?«

»Bringen Sie mich trotzdem zur Lombard Street«, sagte

Rick. Er durchschaute, was die Androiden in guter Zusammenarbeit fertiggebracht hatten. Er würde diese Fahrt niemals überleben. Er war am Ende – wie es auch Dave fast erwischt hatte und mit der Zeit zweifellos noch erwischen würde.

»Tolles Mädchen«, bemerkte Wachtmeister Crams. »Bei dem Kostüm kann man natürlich nicht viel über ihre Figur sagen. Ich möchte wetten, die ist genauso toll.«

»Geben Sie doch zu, daß Sie ein Androide sind!«

»Warum? Ich bin kein Androide. Was treiben Sie eigentlich? Rennen Sie in der Gegend herum, bringen Leute um und reden sich dann ein, das waren alles Androiden? Ich begreife schon, daß Miß Luft Angst hatte. Gut, daß sie uns angerufen hat.«

»Dann bringen Sie mich zum Justizgebäude in der Lombard Street.«

»Aber ich hab' Ihnen doch schon gesagt ...«

»Es dauert nur drei Minuten«, unterbrach ihn Rick. »Ich will es wenigstens sehen. Jeden Morgen melde ich mich dort zur Arbeit. Ich will mich selbst davon überzeugen, daß Sie recht haben, daß es seit Jahren verlassen steht.«

»Vielleicht sind Sie ein Androide mit einer falschen Erinnerung, wie sie manchmal eingebaut wird«, vermutete Wachtmeister Crams. »Ist Ihnen dieser Gedanke noch nie gekommen?« Er grinste eiskalt und flog weiter nach Süden.

10

Das Polizeigebäude an der Mission Street, auf dessen Dach der Schwebewagen landete, reckte eine Reihe von barocken Türmen in die Luft. Es gefiel Rick Deckard mit seiner modernkomplizierten Bauweise sehr gut – nur hatte er es noch nie in seinem Leben gesehen.

Sie gingen nieder, stiegen aus, und wenige Minuten später wurden Ricks Personalien aufgenommen.

»304«, sagte Wachtmeister Crams zu dem Sergeant am Schreibpult. »Außerdem 612, 4 – was noch? Amtsanmaßung. Er hat sich als Beamter ausgegeben.«

»Das ist 406, 7«, sagte der Sergeant und füllte die Formulare aus. Beim Schreiben machte er einen gelangweilten Eindruck. Alles reine Routine, drückten seine Haltung und seine Miene aus.

»Hierher!« sagte Wachtmeister Crams zu Rick und führte ihn zu einem kleinen Tisch, an dem ein Techniker mit vertrauten Geräten hantierte. »Ihr Cephalo-Muster für die Kartei«, erklärte Crams.

»Ich weiß«, knurrte Rick kurz angebunden. Früher, als er selbst noch Streifenbeamter war, hatte er viele Verdächtige an einen ähnlichen Tisch geführt.

Nach der Registrierung seines Hirnstrombildes wurde er in einen anderen, aber ebenso vertrauten Raum geführt. Unwillkürlich begann er seine Habseligkeiten für die Verlegung einzusammeln.

Das ist alles so sinnlos, sagte er sich. Wer sind diese Leute überhaupt? Wenn es diese Organisation schon immer gab – warum wußten wir dann nichts davon? Und warum wissen sie nichts von uns? Es gibt also nebeneinander zwei verschiedene Polizeibehörden, ihre und unsere. Die beiden hatten, soweit Rick wußte, bis zum heutigen Tag niemals Berührung miteinander. Oder vielleicht doch? Vielleicht ist das nicht der erste derartige Fall. Ein Mann in Zivil löste sich von der Wand und kam mit gemessenem, ruhigem Schritt auf Rick Deckard zu. Neugierig betrachtete er ihn.

»Was ist mit dem hier?« fragte er Wachtmeister Crams.

»Mordverdacht, Sir«, antwortete Crams. »Wir haben in seinem Schwebewagen eine Leiche gefunden, aber er behauptet, es handle sich um einen Androiden. Das überprüfen wir gerade mit Hilfe einer Knochenmarksanalyse im Labor. Außerdem gibt er sich als Beamter – als Blade Runner – aus. Damit hat er

sich in die Garderobe einer Sängerin eingeschlichen und verfängliche Fragen gestellt. Sie bezweifelte seine Identität und rief uns an.« Crams trat zurück und fragte: »Wollen Sie ihn sich vorknöpfen, Sir?«

»In Ordnung.« Der Kriminalbeamte in Zivil hatte blaue Augen, eine schmale, ausdrucksvolle Nase und schmale Lippen. Er warf Rick einen Blick zu und griff dann nach dessen Aktenmappe.

»Was haben Sie hier drin, Mr. Deckard?«

»Das Material für den Voigt-Kampff-Persönlichkeits-Test«, antwortete Rick. »Ich überprüfte gerade ein verdächtiges Subjekt, als Wachtmeister Crams mich festnahm.« Er sah zu, wie der andere die Tasche durchkramte und jeden Gegenstand genau betrachtete. »Die Fragen, die ich Miß Luft stellte, sind die üblichen V-K-Testfragen, vorgedruckt auf ...«

»Kennen Sie George Cleason und Phil Resch?« fragte der Kriminalist.

»Nein.« Keiner der beiden Namen sagte Rick etwas.

»Das sind die Blade Runner für den nördlichen Teil Kaliforniens. Sie gehören beide unserem Amt an. Vielleicht lernen Sie die beiden noch kennen, während Sie sich hier aufhalten. Sind Sie ein Androide, Mr. Deckard? Ich stelle diese Frage nicht ohne guten Grund. Es ist uns in letzter Zeit mehrfach vorgekommen, daß entsprungene Andys hier auftauchten und sich als auswärtige Blade Runner ausgaben, die gerade einen Verdächtigen verfolgten.«

»Ich bin kein Androide«, versicherte Rick. »Sie können mich ja mit der Voigt-Kampff-Skala testen. Aber das Ergebnis kann ich Ihnen schon im voraus sagen. Darf ich meine Frau anrufen?«

»Ein Gespräch steht Ihnen zu. Würden Sie lieber Ihre Frau oder einen Anwalt anrufen?«

»Ich rufe meine Frau an«, sagte Rick. »Sie kann mir dann einen Rechtsanwalt besorgen.« Der Zivilist reichte ihm ein

Fünfzig-Cent-Stück und deutete in die Ecke. »Dort steht ein Videophon.« Er sah Rick nach, bis er wählte, dann beschäftigte er sich wieder mit dem Inhalt der Dienstmappe.

Rick steckte die Münze in den Schlitz. Er mußte schier eine Ewigkeit warten. Endlich erschien auf dem Schirm ein Frauenkopf. »Hallo!« sagte sie.

Es war nicht Iran. Diese Frau hatte er noch nie zuvor gesehen.

Er legte auf und kehrte langsam zu dem Polizeibeamten zurück. »Kein Glück gehabt?« fragte er. »Na schön, Sie können meinetwegen noch einen Anruf tätigen, in dieser Hinsicht sind wir großzügig. Ich kann Ihnen leider nicht anbieten, einen Bürgen anzurufen, weil Sie bei der vorliegenden Anschuldigung nicht auf Kaution entlassen werden können. Wenn jedoch erst einmal Anklage erhoben wurde ...«

»Ich weiß«, unterbrach ihn Rick bissig. »Ich bin mit der Arbeitsweise der Polizei wohlvertraut.«

»Da haben Sie Ihre Tasche.« Der Beamte gab sie Rick zurück. »Kommen Sie mit in mein Büro, ich möchte mich noch ein Weilchen mit Ihnen unterhalten.« Er ging voraus, einen Seitenflur entlang. Rick folgte ihm. Dann blieb der Beamte stehen und drehte sich um. »Ich heiße übrigens Garland.« Er reichte Rick sogar kurz die Hand. Dann ging Garland weiter, öffnete die Tür zu seinem Büro und schob sich hinter einen papierübersäten Schreibtisch.

»Nehmen Sie Platz.« Rick setzte sich ihm gegenüber.

»Sie haben vorhin den Voigt-Kampff-Test erwähnt«, begann Garland und deutete auf Ricks Aktenmappe. »Das Zeug, das Sie da bei sich haben.« Wieder hielt er inne, stopfte sich sorgfältig eine Pfeife und zündete sie an. »Ist das eine Analyse zur Entdeckung von Andys?«

»Es ist unser Grundtest«, antwortete Rick. »Unsere gegenwärtig übliche Methode. Das einzige Verfahren, mit dem man die neuen Nexus-6-Typen erkennen kann. Sie haben von die-

sem Testverfahren noch nie gehört?«

»Ich habe von verschiedenen Verfahren zur Ermittlung des Persönlichkeitsprofils gehört, die bei Androiden angewandt werden. Aber von dem noch nicht.« Er betrachtete Rick mit undurchdringlicher Miene. Endlich fuhr Garland fort: »Sie haben da auch ein paar verschmierte Blätter Durchschlagpapier in Ihrer Mappe. Polokov, Miß Luft – Ihre Aufträge. Der nächste bin dann ich.«

Rick starrte ihn an und griff dann hastig nach seiner Tasche.

Ein paar Sekunden später hatte er die Durchschläge vor sich ausgebreitet. Garland hatte nicht gelogen. Rick las das Blatt durch. Lange Zeit sprach keiner der beiden Männer ein Wort, dann räusperte sich Garland und hüstelte nervös.

»Ein verdammt unangenehmes Gefühl«, sagte er, »plötzlich auf der Fahndungsliste eines Blade Runners zu stehen. Oder was immer Sie sonst sein mögen, Deckard.« Er drückte einen Knopf des Sprechgerätes auf seinem Schreibtisch nieder und sagte: »Schicken Sie mir einen der Blade Runner herein, egal welchen. Okay, vielen Dank.« Er ließ den Knopf wieder los. »In einer Minute wird Phil Resch hier sein«, sagte er zu Rick. »Bevor ich fortfahre, möchte ich seine Fahndungsliste einsehen.«

»Sie meinen, ich könnte vielleicht auf seiner Liste stehen?« fragte Rick.

»Möglich. Wir werden es gleich wissen. Bei diesen wichtigen Fragen ist es immer am besten, auf Nummer Sicher zu gehen.« Er deutete auf die verwischte Kopie. »Dieses Informationsblatt über mich führt mich nicht als Polizeiinspektor. Es gibt meinen Beruf fälschlich mit Versicherungsvertreter an. In allen übrigen Punkten ist es korrekt: Beschreibung, Alter, Gewohnheiten, Privatanschrift. Ja, das bin ich wirklich. Sehen Sie selbst!« Er schob Rick die Seite zu. Er hob sie auf und las sie durch.

Die Bürotür ging auf. Ein großer, hagerer Mann mit eckigem

Gesicht trat ein. Er trug eine Hornbrille und einen zerzausten Vandyke-Bart. Garland erhob sich und zeigte auf Rick.

»Phil Resch – Rick Deckard. Da ihr beide Blade Runner seid, wird es höchste Zeit, daß ihr euch kennenlernt.« Phil Resch gab Rick die Hand und fragte: »Zu welcher Stadt gehören Sie?«

Garland antwortete für Rick: »San Franzisko. Da, sehen Sie sich seine Fahndungsliste an. Die Nummer, die als nächste drankommt.« Er überreichte Resch das Blatt, das Rick gerade studiert hatte – seine eigene Personenbeschreibung.

»Nanu, Gar das sind Sie ja!« rief Resch.

»Es stehen noch mehr drauf!« sagte Garland. »Er hat auch die Opernsängerin Luba Luft auf der Schwarzen Liste stehen, außerdem Polokov. Sie erinnern sich doch an Polokov? Er ist tot. Dieser Blade Runner – oder Androide, oder was er sonst sein mag – hat ihn erledigt. Wir lassen im Labor gerade eine Knochenmarksanalyse anfertigen. Wollen feststellen, ob es möglicherweise eine Grundlage gibt.«

»Mit Polokov hab' ich selbst gesprochen«, sagte Resch. »Das ist doch der riesige Weihnachtsmann von der sowjetischen Polizei?« Er überlegte und zupfte an seinem unordentlichen Bart. »Ich halte es für eine gute Idee, von ihm einen Knochenmarkstest vornehmen zu lassen.«

»Wie meinen Sie das?« fragte Garland ziemlich verärgert. »Damit wäre doch einer Mordanklage gegen Deckard jede Basis entzogen. Er könnte behaupten, er habe niemanden umgebracht, sondern nur einen Androiden erledigt«

Phil Resch sagte: »Polokov kam mir ziemlich kalt vor. Äußerst verstandesmäßig ausgerichtet und berechnend – gefühllos.«

»So sind viele Leute von der sowjetischen Polizei«, sagte Garland, sichtlich gereizt.

»Luba Luft kenne ich nicht«, fuhr Phil Resch fort. »Ich habe allerdings einige ihrer Platten gehört.« Zu Rick sagte er: »Sie

haben doch einen Test bei ihr vorgenommen.«

»Ich hatte damit gerade begonnen«, antwortete Rick. »Aber ich konnte zu keinem genauen Ergebnis gelangen. Sie rief einen Streifenpolizisten herbei, damit war die Sache beendet.«

»Und Polokov?« fragte Resch.

»Den konnte ich auch nicht testen.«

Phil Resch meinte mehr zu sich selbst: »Ich nehme an, Sie hatten auch noch keine Gelegenheit, Inspektor Garland hier zu testen.«

»Natürlich nicht«, schaltete sich Garland ein. Er verzog ärgerlich das Gesicht. Seine Worte klangen verbittert und scharf.

»Welchen Test verwenden Sie?« erkundigte sich Phil Resch.

»Die Voigt-Kampff-Skala.«

»Die kenne ich nicht.« Sowohl Resch wie auch Garland schienen über berufliche Probleme nachzudenken – wenn auch nicht über dieselben. Dann fügte Resch hinzu: »Ich hab mir immer gesagt, daß für einen Androiden der günstigste Platz eine große Polizeiorganisation wie die WPO wäre. Seit ich Polokov zum erstenmal sah, wollte ich ihn immer testen, aber es ergab sich keine passende Gelegenheit dazu. Ich hätte es auch nicht gewagt – ein weiterer Vorteil für einen Androiden in einer solchen Organisation.«

Inspektor Garland erhob sich langsam, sah Phil Resch und Rick Deckard ins Gesicht und fragte betont: »Wollten Sie mich etwa auch testen?« und nach einer Pause: »Sie scheinen die Situation zu verkennen.«

»Dieser Mann, oder Androide, namens Rick Deckard kommt von einer eingebildeten, nichtexistenten Phantom-Polizeiorganisation zu uns, die angeblich ihre Zentrale im alten Präsidium in der Lombard Street haben soll. Er hat nie etwas von uns gehört, wir nicht von ihm – und doch ziehen wir beide offenbar am gleichen Strang. Er verwendet einen Test, von dem wir nie etwas gehört haben. Die Liste, die er mit sich herumschleppt, enthält keine Androiden, sondern menschliche

Wesen. Einen Mord hat er mindestens schon auf dem Kerbholz. Und wenn Miß Luft nicht noch ein Telefon erreicht hätte, wäre sie inzwischen vielleicht auch schon tot, und er würde hinter mir herschnüffeln.«

»Hm«, machte Phil Resch.

»Hm!« ahmte ihn Garland wütend nach. Er sah jetzt aus wie kurz vor einem Herzanfall. »Mehr haben Sie dazu nicht zu sagen?«

Über die Wechselsprechanlage meldete sich eine weibliche Stimme: »Mr. Garland, der Laborbericht über die Leiche von Mr. Polokov liegt jetzt vor.«

»Ich denke, den sollten wir uns anhören«, bemerkte Resch.

Garland warf ihm einen wütenden Blick zu. Er drückte auf einen Knopf und fauchte: »Heraus damit, Miß French!«

»Der Knochenmarkstest beweist, daß Mr. Polokov ein humanoider Roboter war«, berichtete Miß French. »Falls Sie weitere ...«

»Danke, das genügt!« Garland lehnte sich in seinem Sessel zurück und starrte mit finsterer Miene die gegenüberliegende Wand an. Er sagte kein einziges Wort.

Resch fragte: »Auf welcher Grundlage beruht Ihr Voigt-Kampff-Test, Mr. Deckard?«

»Auf Gefühlsreaktionen, in verschiedenen Lebenssituationen, die hauptsächlich mit Tieren zu tun haben.«

»Unser Verfahren ist vermutlich einfacher«, sagte Phil Resch. »Der Bogenreflex in den oberen Ganglien des Rückgrats dauert bei einem humanoiden Roboter einige Mikrosekunden länger als im menschlichen Nervensystem.« Er griff über Inspektor Garlands Tisch herüber und schob ihm einen Block zu. Mit einem Kugelschreiber malte er eine Skizze. »Wir benutzen ein akustisches oder optisches Signal. Der Prüfling drückt auf einen Knopf, dann wird die Reaktionszeit gemessen. Das wiederholen wir natürlich mehrfach. Die Zeiten variieren sowohl bei Menschen wie auch bei Andys. Aber nach zehn

Messungen glauben wir ein hinlänglich genaues Ergebnis zu haben. Das wird dann, wie in Ihrem Fall, vom Knochenmarkstest untermauert.«

Wieder verstrich einige Zeit, dann sagte Rick: »Sie können mich testen, wenn Sie wollen. Natürlich möchte ich Sie dann ebenfalls testen. Falls Sie nichts dagegen haben.«

»Natürlich nicht«, antwortete Phil Resch, sah dabei aber Inspektor Garland an. »Ich predige schon seit Jahren, daß der Bogenreflex-Test nach Boneli regelmäßig bei allen Polizeibeamten angewandt werden sollte – je ranghöher, um so häufiger. Stimmt's, Inspektor?«

»Stimmt, und ich war immer dagegen«, sagte Garland.

»Nun glaube ich allerdings«, sagte Rick, »daß Sie sich angesichts der Ergebnisse des Labortests bei Polokov eine Überprüfung gefallen lassen müssen.«

11

Garland sagte: »Das denke ich auch.« Er zeigte mit dem Finger auf den Blade Runner Phil Resch. »Aber ich warne Sie: das Testergebnis wird Ihnen nicht gefallen.«

»Kennen Sie es denn schon?« fragte Resch, sichtlich überrascht. Diese Eröffnung schien ihn unangenehm zu berühren.

»Fast aufs Haar genau«, sagte Inspektor Garland.

»Okay.« Resch nickte. »Ich gehe nach oben und hole meinen Boneli-Apparat. In drei oder vier Minuten bin ich wieder hier.«

Er ging zur Tür und verschwand auf dem Flur. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß.

Garland suchte in der obersten Schublade rechts herum, bis er ein Laserrohr fand. Er zog es heraus und richtete es auf Rick.

»Das hilft Ihnen auch nichts mehr«, sagte Rick. »Resch wird meine Leiche untersuchen lassen, genau wie Polokov im Labor untersucht wurde. Und er wird darauf bestehen, daß an ihm

selbst und an Ihnen ein – wie nannten Sie es? – Boneli-Bogenreflex-Test vorgenommen wird.«

Das Laserrohr blieb auf Rick gerichtet. Nach einer Weile sagte Inspektor Garland: »Es war rundherum ein schwarzer Tag. Besonders als ich sah, wie Wachtmeister Crams Sie hereinbrachte.« Er senkte die Waffe ein Stückchen. Eine ganze Weile saß er so da, dann zuckte er die Achseln, legte sie wieder in die Schublade, schloß ab und schob den Schlüssel in seine Tasche.

»Wie werden unsere drei Testergebnisse aussehen?« fragte Rick.

»Dieser verdammte Idiot von Resch!« fluchte Garland. »Weiß er tatsächlich nichts?«

»Er weiß nichts, er ahnt nichts, er hat nicht die leiseste Idee! Sonst könnte er den Beruf eines Blade Runners kaum ausüben – einen so menschlichen Beruf, der kaum etwas für einen Androiden ist.« Garland deutete auf Ricks Aktenmappe. »Da, die übrigen Informationsbogen über die Personen, die Sie testen und erledigen sollen – ich kenne sie alle.« Er hielt inne, dann fuhr er fort: »Wir sind alle zusammen mit demselben Schiff vom Mars hergekommen. Resch allerdings nicht – er blieb zurück und bekam ein synthetisches Erinnerungssystem.« Er schwieg wieder.

Besser gesagt: Es schwieg wieder, das Ding, der Roboter.

»Und was wird er tun, wenn er es erfährt?« fragte Rick.

»Da hab ich nicht die geringste Ahnung«, murmelte Garland geistesabwesend. »Vielleicht tötet er mich, oder sich, vielleicht auch Sie. Wie ich gehört habe, kommt dergleichen in Fällen vor, wo ein synthetisches Erinnerungssystem eingebaut wurde, wenn ein Androide menschlich denkt.«

»In diesem Falle gehen Sie also immer ein Risiko ein.«

»Es ist ohnehin gefährlich, auszubrechen und zur Erde zu kommen, wo wir nicht einmal als Tiere betrachtet werden«, antwortete Garland. »Hier gilt doch jeder Wurm, jede Blattlaus

mehr als wir alle zusammen.« Gereizt zupfte er an seiner Unterlippe. »Sie wären besser dran, wenn Phil Resch den Boneli-Test bestünde, wenn es nur um mich ginge. Auf diese Weise wären die Ergebnisse leichter vorauszusehen. Für Resch wäre ich dann nichts weiter als einer von diesen Andys, die schnellstmöglich erledigt werden müssen. Ihre Lage ist also auch nicht beneidenswert, Deckard. Im Gegenteil: Sie sind fast ebenso mies dran wie ich. Wissen Sie, wo ich mich verkalkuliert habe? Ich wußte nichts von Polokov. Er muß schon früher zur Erde gekommen sein – ja, anders ist das nicht denkbar. Mit einer ganz anderen Gruppe, die mit unserer keinerlei Kontakt hatte.«

»Polokov war beinahe auch mein Ende«, sagte Rick.

»Ja, er hatte schon etwas an sich! Ich glaube nicht, daß sein Denkzentrum zum gleichen Typ gehört wie unseres. Er muß frisiert oder verändert worden sein – eine ganz andere Struktur, die selbst uns unbekannt war. Eine gute Struktur. Fast zu gut.«

»Warum hab' ich vorhin nicht meine Frau erreicht, als ich meine Wohnung anrief?«

»Alle unsere Videoleitungen hier sind kurzgeschlossen und führen nur in andere Büros innerhalb des Gebäudes. Wir führen hier ein Eigenleben, Deckard. Wir sind ein in sich geschlossener Kreis, abgeschnitten vom übrigen San Franzisko. Wir wissen über die anderen Bescheid, aber nicht sie über uns. Gelegentlich verirrt sich ein einzelner – wie Sie – zu uns oder wird zu unserem eigenen Schutz hergebracht.« Er deutete auf die Tür. »Da kommt dieser übereifrige Phil Resch schon mit seinem handlichen, kleinen Testapparat! Ein schlauer Bursche, wie? Er ist im Begriff, sein Leben, meines und vermutlich auch das Ihre zu zerstören.«

»Ihr Androiden tretet nur selten füreinander ein, wenn's hart auf hart geht, wie?« fragte Rick.

Garland antwortete unwirsch: »Da können Sie recht haben. Anscheinend fehlt uns ein bestimmtes Talent, das ihr Men-

schen besitzt. Wenn ich mich nicht täusche, nennt man es Gefühl, Emotion.«

Die Tür ging auf. Phil Resch erschien im Türrahmen. Er trug einen Apparat in der Hand, von dem mehrere Drähte abgingen.

»So, da wären wir«, sagte er und schloß die Tür hinter sich. Er setzte sich und stöpselte seinen Apparat in die nächste Steckdose.

Garland hob die rechte Hand und zeigte auf Resch. Sofort ließen sich Phil Resch und Rick Deckard von ihren Stühlen rollen. Noch im Fallen riß Resch sein Laserrohr heraus und feuerte auf Garland.

Der geschickt gezielte Laserstrahl spaltete Inspektor Garland den Schädel. Er fiel aufs Gesicht. Aus seiner kraftlosen Hand rollte eine Miniaturausgabe von Laserwaffe über die Tischplatte. Die Leiche schwankte im Sessel hin und her und krachte dann wie ein Kartoffelsack zu Boden.

Resch stand wieder auf. »Fast hätte ich vergessen, daß dies mein Job ist. Ich kann fast immer voraussagen, wie sich ein Androide verhalten wird. Sie vermutlich auch.« Er legte sein Laserrohr beiseite und beugte sich neugierig über seinen verflossenen Chef. »Was hat er denn gesagt, während ich fort war?«

»Daß er ein Androide sei. Und Sie ...« Er unterbrach sich, während es in seinem Gehirn blitzschnell arbeitete. Dann korrigierte er sich mitten im Satz: »... würden es entdecken, in wenigen Minuten schon.«

»Sonst noch etwas?«

»Dieses ganze Gebäude scheint mit Androiden durchsetzt zu sein.«

Resch meinte nachdenklich: »Dann dürfte es uns beiden schwerfallen, hier herauszukommen. Theoretisch kann ich natürlich jederzeit kommen und gehen. Ich darf auch einen Gefangenen mitnehmen.« Er lauschte. Von draußen drang kein Geräusch herein. »Ich glaube, es hat niemand etwas gehört.

Anscheinend gibt es hier, wie es eigentlich richtig wäre, auch keine Abhöranlage.« Er stieß den Androiden leicht mit der Schuhspitze an. »Es ist fast unheimlich, was man in diesem Beruf für einen sechsten Sinn entwickelt. Noch bevor ich die Tür aufmachte, wußte ich, daß er auf mich schießen würde. Ehrlich gesagt, bin ich überrascht, daß er Sie nicht umgebracht hat, während ich oben war.«

»Er hätte es fast getan«, sagte Rick. »Zeitweise hat er mich mit einem schweren Laserrohr bedroht. Er war drauf und dran, aber Ihretwegen machte er sich mehr Sorgen als meinetwegen.«

Resch meinte humorlos: »Ein Androide flieht, wenn er von einem Blade Runner gehetzt wird. Ihnen ist doch wohl klar, daß Sie auf schnellstem Wege zur Oper zurück müssen, um Luba Luft zu erwischen, bevor irgend jemand hier sie warnen kann. ›Es‹, müßte ich eigentlich sagen. Denken Sie auch immer ›es‹, wenn's um einen Androiden geht?«

»Früher schon«, antwortete Rick. »Wenn ich mir wegen meiner Arbeit manchmal Gewissensbisse machte. Dann stellte ich mir immer vor, es handle sich ja nur um Maschinen. Aber das hab' ich jetzt nicht mehr nötig. Schön, ich fliege also zur Oper zurück – vorausgesetzt, Sie können mich hier herausschaffen.«

»Ich schlage vor, wir setzen Garland wieder an seinen Schreibtisch.« Resch zerrte die Leiche auf den Sessel und stemmte Arme und Beine so ein, daß Garland halbwegs natürlich dasaß – falls niemand zu genau hinsah. Und falls inzwischen niemand das Büro betrat.

Dann drückte Phil Resch einen Knopf auf dem Schreibtisch nieder und sagte: »Inspektor Garland läßt bitten, daß innerhalb der nächsten halben Stunde keine Gespräche zu ihm durchgestellt werden. Er darf auf keinen Fall gestört werden.«

»Gut, Mr. Resch.«

Phil Resch ließ den Knopf der Wechselsprechanlage los und

sagte zu Rick: »Solange wir uns noch im Gebäude befinden, werde ich Sie mit ein Paar Handschellen an mich fesseln. Nach dem Start nehme ich sie Ihnen natürlich wieder ab.« Er zog die Eisen aus der Tasche und schloß den einen Ring um Ricks Gelenk, den anderen um seines. »Kommen Sie, bringen wir's hinter uns!« Er schob die Schultern zurück, holte tief Luft und stieß die Bürotür auf.

Überall standen und saßen uniformierte Polizisten bei ihrer Routinearbeit. Keiner von ihnen blickte auf, niemand kümmerte sich um Phil Resch, der Rick Deckard durch die Halle führte.

»Etwas hatte ich befürchtet«, murmelte Resch, während sie auf den Lift warteten. »Nämlich daß bei Garland ein Warnsystem für den Todesfall eingebaut sei.« Er zuckte die Achseln. »Aber das müßte inzwischen längst Alarm gegeben haben, oder es taugt nicht viel.«

Der Fahrstuhl kam. Frauen und Männer, die alle nach Polizei aussahen, stiegen aus und zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen in der Halle. Sie kümmerten sich weder um Phil Resch noch um Rick Deckard. »Glauben Sie, daß Ihre Dienststelle mich übernehmen wird?« fragte Resch, als sich die Türen des Lifts schlossen und die beiden allein waren. Er drückte auf den obersten Knopf.

Lautlos setzte sich der Fahrkorb in Bewegung. »Schließlich bin ich jetzt arbeitslos. Vorsichtig ausgedrückt.«

»Warum eigentlich nicht?« antwortete Rick vorsichtig. »Wir haben allerdings schon zwei Blade Runner.« Ich muß es ihm sagen, dachte er bei sich. Mr. Resch, Sie sind ein Androide, dachte er. Sie haben mich heil hier herausgeschafft – da haben Sie Ihre Belohnung! Sie sind genau das, was wir beide gemeinsam so verabscheuen: ein Androide. Das, was wir pflichtgemäß vernichten müssen, wo wir es antreffen.

»Ich kann's immer noch nicht recht fassen«, sagte Phil Resch. »Es kommt mir so unwahrscheinlich vor. Seit drei Jah-

ren arbeite ich jetzt schon unter der Leitung von Androiden! Warum ist mir nur kein Verdacht gekommen?«

»Vielleicht ist es noch gar nicht so lange her. Vielleicht haben sie erst kürzlich dieses Gebäude besetzt.«

»Sie sind schon die ganze Zeit hier. Inspektor Garland war von Anfang an mein Vorgesetzter – während all dieser drei Jahre.«

»Er behauptet, sie seien alle gemeinsam zur Erde gekommen«, wandte Rick ein. »Und das kann noch nicht so lange her sein – jedenfalls keine drei Jahre, höchstens ein paar Monate.«

»Dann hat es davor einmal einen echten Garland gegeben«, sagte Phil Resch. »Irgendwann ist er dann durch diesen Androiden ersetzt worden.« Sein Haifischgesicht zuckte. Allmählich dämmerte ihm die Erkenntnis. »Oder mir ist ein falsches Erinnerungssystem eingebaut worden. Vielleicht existieren diese drei Jahre mit Garland nur in meiner Erinnerung. Aber...« In seinem Gesicht arbeitete und zuckte es jetzt, er konnte seine inneren Qualen nicht mehr verbergen. »Nur Androiden können ein falsches Erinnerungssystem haben. Bei Menschen funktioniert es nicht.« Der Lift hielt an. Die Türen öffneten sich, und das menschenleere Dach der Polizeistation mit all den geparkten Dienstfahrzeugen lag vor ihnen.

»Dort steht mein Schwebewagen.« Phil Resch führte Rick zu einem Fahrzeug ganz in der Nähe und schob ihn rasch hinein. Er setzte sich ans Steuer und ließ den Motor an. Sekunden später schwangen sie sich in die Luft und flogen nach Norden zurück, zum alten Opernhaus.

»Hören Sie, Deckard«, sagte er plötzlich. »Wenn wir Luba Luft erledigt haben, dann bitte ich Sie – dann sollen Sie ...« Seine heisere, gequälte Stimme versagte den Dienst. »Sie wissen schon!« murmelte er rauh. »Nehmen Sie den Boneli-Test oder auch Ihren Gefühlstest. Ich will über mich Gewißheit haben.«

»Darüber können wir uns später den Kopf zerbrechen«, wich

ihm Rick aus.

»Sie wollen mich nicht testen?« Phil Resch sah Rick in plötzlichem Verstehen an. »Vermutlich kennen Sie das Ergebnis schon im voraus. Garland muß Ihnen etwas gesagt haben. Etwas, wovon ich nichts weiß.«

Rick sagte: »Es wird uns selbst zu zweit schwerfallen, an Luba Luft heranzukommen. Allein hab' ich's nicht geschafft. Konzentrieren wir lieber zuerst unsere Aufmerksamkeit darauf.«

»Es geht gar nicht nur um falsche Erinnerungsstrukturen«, fuhr Phil Resch fort. »Ich besitze ein Tier – keine Imitation, sondern ein echtes. Ich liebe mein Eichhörnchen wirklich, Deckard. Es rennt und rennt, das Rad dreht sich, und das Eichhörnchen bleibt immer am selben Fleck, es kommt nicht voran. Buffy scheint das jedoch Spaß zu machen.«

»Ich glaube, Eichhörnchen sind nicht sehr schlau«, bemerkte Rick.

12

Als Rick Deckard und Phil Resch die Oper erreichten, erfuhren sie, daß die Probe schon vorbei war. Miß Luft sei bereits gegangen.

»Hat sie gesagt, wo sie hinwollte?« fragte Phil Resch den Bühneninspizienten und wies seinen Polizeiausweis vor.

»Hinüber zum Museum.« Der Mann studierte den Ausweis. »Sie hat gesagt, sie wollte die Ausstellung von Edvard Munch nicht verpassen, die dort gerade läuft. Sie dauert nur noch bis morgen.« Und Luba Luft dauert nur noch bis heute, dachte Rick.

Als die beiden den Bürgersteig zum Museum entlanggingen, fragte Phil Resch: »Wie hoch wollen Sie wetten? Sie ist geflohen, wir werden sie im Museum nicht finden!«

»Möglich«, sagte Rick.

Sie erreichten das Museum, stellten fest, in welcher Etage die Ausstellung gezeigt wurde und fuhren hinauf.

»Haben Sie schon mal gehört, daß sich ein Andy irgendein Haustier hält?« fragte ihn Phil Resch.

Aus unerfindlichen Gründen fühlte sich Rick zu brutaler Ehrlichkeit verpflichtet.

»Ich weiß von zwei Fällen«, antwortete er, »wo Andys Tiere hielten und für sie sorgten. Aber es kommt selten vor. Nach meiner Erfahrung geht es im allgemeinen schief – Andys bringen es nicht fertig, die Tiere am Leben zu erhalten. Haustiere brauchen nämlich Wärme und Geborgenheit, wenn sie gedeihen sollen.«

»Würde ein Eichhörnchen das auch brauchen? Eine Atmosphäre der Zuneigung? Buffy geht's nämlich sehr gut, sein Fell ist so glatt wie bei einem Otter. Ich kämme ihn jeden zweiten Tag.« Phil Resch blieb vor einem Ölgemälde stehen und betrachtete es eingehend. Das Bild zeigte ein haarloses, bedrücktes Geschöpf mit einem Birnenschädel, das die Hände ängstlich an die Ohren preßte und den Mund zu einem furchtbaren, lautlosen Schrei aufgerissen hatte. Das Geschöpf stand mutterseelenallein auf einer Brücke, abgeschnitten von der Umwelt, abgeschnitten, abgesondert durch den Schrei – oder trotz des Schreis.

»Ich stelle mir vor, daß ein Andy so empfinden muß«, sagte Phil Resch. Er lauschte dem Echo des Schreis, der auf dem Bild sichtbar gemacht war. »Ich fühle mich ganz anders; vielleicht bin ich also kein ...« Er brach ab, da mehrere Besucher näher kamen.

»Dort drüben steht Luba Luft!« Rick deutete verstohlen hinüber. Gelassen gingen die beiden auf die Sängerin zu. Wie immer in solchen Fällen war es wichtig, ganz harmlos zu tun. Andere Menschen, die nicht wußten, daß sich Androiden in ihrer Mitte aufhielten, mußten unter allen Umständen geschont

werden, selbst wenn der Gejagte vorerst entkam.

Luba Luft hatte einen Katalog in der Hand. Sie trug enge, schimmernde Hosen und ein golden leuchtendes westenartiges Oberteil. So stand sie da, ganz versunken in die Darstellung eines jungen Mädchens, das mit gefalteten Händen auf der Bettkante saß und sich verwirrt, mit völlig neuem, fassungslosem Erschrecken, umschaute.

»Soll ich es Ihnen kaufen?« fragte Rick halblaut. Er stand neben ihr und hielt locker ihren Oberarm fest.

Phil Resch trat an ihre andere Seite und legte ihr die Hand auf die Schulter. Dabei sah Rick, wie sich sein Jackett über dem Laserrohr ausbeulte. Nach der mit knapper Not überstandenen Auseinandersetzung mit Inspektor Garland schien Phil Resch bei ihr keinerlei Risiko eingehen zu wollen.

»Es ist unverkäuflich.« Luba Luft warf ihm einen gleichmütigen Blick zu und zuckte zusammen, als sie ihn erkannte. Ihre Augen verloren ihren Glanz, und ihr Gesicht nahm eine fahle, ungesunde Farbe an.

»Ich dachte, man hätte Sie verhaftet?« stieß sie hervor. »Soll das vielleicht bedeuten, daß man Sie wieder hat laufenlassen?«

»Miß Luft, das ist Mr. Resch«, stellte Rick vor. »Phil Resch – ich möchte Sie mit der bekannten Opernsängerin Luba Luft bekannt machen.« Zu Luba gewandt, sagte er: »Der Streifenbeamte, der mich verhaftete, ist ein Androide, ebenfalls sein Vorgesetzter. Kennen Sie – kannten Sie einen Inspektor Garland? Er hat mir erzählt, daß Sie alle gemeinsam mit einem Schiff zur Erde gelangt seien.«

Phil Resch fügte hinzu: »Die Polizeidienststelle an der Mission Street, die Sie anriefen, scheint eine Art Organisationszentrale für Ihre Gruppe zu sein. Man fühlt sich so sicher, daß man sogar einen Menschen als Blade Runner einstellte. Anscheinend ...«

»Sie?« unterbrach ihn Luba Luft. »Sie sind kein Mensch. Genauso wenig wie ich einer bin.« Sie nahmen die Opernsän-

gerin in die Mitte und stießen sie behutsam in Richtung auf den Lift. Luba wollte nicht freiwillig mitkommen, aber andererseits leistete sie auch keinen aktiven Widerstand.

Typisch für die Androiden – das wußte Rick – war das Bestreben, nie aufzufallen. Hier im Museum, unter so vielen Menschen, würde Luba Luft kaum etwas zu ihrer Verteidigung unternehmen. Die eigentliche Auseinandersetzung würde erst kommen, wenn sie im Wagen allein waren, ohne Zuschauer. Darauf bereitete sich Rick vor – und dachte nicht mehr an Phil Resch.

Am Ende des Korridors, in der Nähe der Aufzüge, wurden an provisorischen Ständen kleine Broschüren und Kunstdrucke verkauft. Hier zögerte Luba Luft. »Hören Sie«, sagte sie zu Rick, »kaufen Sie mir eine Reproduktion des Mädchenbildes, das ich mir vorhin angesehen habe.«

Nach kurzem Überlegen wandte sich Rick an die Verkäufern, eine plumpe Frau in mittleren Jahren. »Haben Sie einen Druck von Munchs Bild Pubertät?«

»Nur in diesem Buch seiner gesammelten Werke.« Die Frau reichte Rick einen hübsch gebundenen Kunstdruckband. »Fünfundzwanzig Dollar.«

»Ich nehme es.« Er griff nach der Brieftasche.

Phil Resch bemerkte: »Bei dem Spesenkonto unserer Behörde wäre es absolut undenkbar ...«

»Ich bezahle es aus meiner eigenen Tasche«, unterbrach ihn Rick. Er gab der Frau das Geld und überreichte Luba das Buch.

»Danke, sehr nett von Ihnen«, murmelte Luba, als sie miteinander die Liftkabine betraten. »Die Menschen haben etwas sehr Eigenartiges und Rührendes an sich. Ein Androide hätte das nie getan.« Sie warf Phil Resch einen eisigen Blick zu. »Es wäre ihm gar nicht in den Sinn gekommen – absolut undenkbar!« Ihr Blick blieb an Phil Resch haften. Er drückte zunehmende Feindschaft und Abscheu aus. »Eigentlich mag ich gar keine Androiden. Seit ich vom Mars hergekommen bin, habe

ich eine Frau gespielt und alles getan, was sie tun würde. Ich habe mich so verhalten, als hätte ich menschliche Gedanken und Empfindungen. Was mich betrifft, habe ich damit eine überlegene Lebensform imitiert.« Sie sagte zu Phil Resch: »War es bei Ihnen nicht ebenso, Resch?«

»Das ertrage ich nicht!« knurrte Phil Resch und griff unter seine Jacke.

»Nein!« rief Rick und griff nach Reschs Handgelenk. »Erst der Boneli-Test!«

»Das Ding da hat doch eingestanden, ein Androide zu sein«, erklärte Resch. »Worauf warten wir noch?«

»Aber erledigen, nur weil es Sie geärgert hat – geben Sie mir das Ding!« Er bemühte sich, Phil Resch die Waffe abzunehmen, es gelang ihm aber nicht. Phil Resch zog sich in der engen Liftkabine bis in die äußerste Ecke zurück und behielt das Laserrohr schußbereit in der Hand. Er richtete es auf Luba Luft.

»Warten Sie!« rief Rick. Phil Resch schoß.

Im gleichen Augenblick warf sich Luba Luft verzweifelt zur Seite, drehte sich um die eigene Achse und fiel dabei zu Boden. Der Laserstrahl verfehlte sie. Doch dann senkte Phil Resch die Waffe und brannte ihr ein Loch in den Bauch. Sie begann zu schreien. Sie lag zusammengekrümmt in einer Ecke der Liftkabine und brüllte. Genau wie das Bild, dachte Rick und tötete sie mit seinem Laserrohr.

Rick verbrannte mit seinem Laserrohr systematisch den Bildband, den er vor wenigen Minuten für Luba Luft gekauft hatte, zu Asche. Phil Resch sah ihm verständnislos zu.

»Sie konnten das Buch doch für sich behalten«, sagte er, als Rick fertig war. »Es hat Sie eine Menge Geld gekostet.«

»Ich konnte mir die Ausgabe leisten«, sagte Rick. »Ich habe heute bereits dreitausend Dollar verdient und meinen Auftrag noch kaum zur Hälfte erledigt.«

»Sie beanspruchen Garland?« fragte Resch. »Aber den habe

ich doch getötet, nicht Sie. Und auch Luba Luft. Die hab' ich erwischt.«

»Sie können das Geld nicht kassieren, weder von Ihrer Organisation noch von unserer«, antwortete Rick. »Sobald wir in Ihrem Wagen sitzen, werde ich Sie nach dem Boneli-Verfahren oder mit der Voigt-Kampff-Skala testen, dann sehen wir weiter. Auch wenn Sie nicht auf meiner Liste stehen.« Seine Hand zitterte, als er die Mappe öffnete und die Durchschläge durchblätterte. »Nein, Sie stehen nicht drauf. Nach dem Gesetz kann ich also für Sie keine Prämie beanspruchen. Wenn ich etwas verdienen will, muß ich zumindest Luba Luft und Garland anmelden.«

»Sie sind sicher, daß ich ein Androide bin? Hat Garland das behauptet?«

»Ja, das hat er gesagt.«

»Vielleicht hat er gelogen, um einen Keil zwischen uns zu treiben«, sagte Phil Resch. »Wir sind praktisch schon entzweit. Verrückt, uns von ihm auseinanderbringen zu lassen! Was Luba Luft betrifft, so haben Sie ganz recht. Ich hätte mich von ihr nicht so reizen lassen dürfen. Muß wohl überempfindlich geworden sein. Bei einem Prämienjäger ist das sicher nichts Ungewöhnliches, Ihnen wird es nicht viel anders gehen. Aber sehen Sie – wir hätten Luba Luft in einer halben Stunde ohnehin erledigen müssen –, was macht da eine halbe Stunde mehr oder weniger schon aus? Sie hätte nicht einmal mehr genug Zeit gehabt, das Buch anzusehen, das Sie ihr gekauft haben. Ich bin übrigens immer noch der Meinung, Sie hätten es nicht verbrennen sollen – es ist einfach schade darum. Ihren Argumenten kann ich nicht folgen – sie sind irrational, daran liegt es.«

Rick sagte: »Ich werde mich von diesem Geschäft zurückziehen.«

»Und was wollen Sie dann machen?«

»Irgend etwas. Vielleicht Versicherungsvertreter, was Garland angeblich war. Vielleicht wandere ich auch aus – ja, das

mach' ich.« Er nickte. »Ich gehe zum Mars.«

»Aber irgend jemand muß es doch tun«, wandte Resch ein.

»Sie können Androiden dazu heranziehen. Es wäre viel besser, wenn sie dafür Andys nähmen. Ich kann nicht mehr, ich hab' die Nase voll. Sie war eine großartige Sängerin. Unser Planet hätte sie so nötig gehabt. Das alles ist so unsinnig!«

»Aber notwendig. Vergessen Sie nicht: Sie bringen Menschen um, wenn sie fliehen. Und wenn ich Sie nicht aus der Polizeizentrale in der Mission Street herausgeholt hätte, dann wären Sie auch umgebracht worden. Dazu wollte mich Garland doch mißbrauchen, deshalb ließ mich zu sich ins Büro kommen. Hat nicht auch Polokov Sie fast getötet? Hat's Luba Luft nicht auch versucht? Wir handeln in Notwehr. Sie sind illegal eingewandert, morddurstige Fremde, die sich als ...«

»Als Polizisten oder Blade Runner tarnen«, beendete! Rick den Satz.

»Okay, wenden Sie den Boneli-Test bei mir an. Vielleicht hat Garland gelogen. Ich glaube es – falsche Erinnerungen sind einfach nicht so lückenlos. Und was wird aus meinem Eichhörnchen?«

»Ach ja, Ihr Eichhörnchen. Daran hab' ich nicht mehr gedacht.«

»Wenn ich ein Andy bin und Sie töten mich, können Sie mein Eichhörnchen haben. Hier, ich vermache es Ihnen schriftlich.«

»Andys können nichts vermachen, weil sie nichts besitzen dürfen.«

»Dann nehmen Sie es sich eben ganz einfach«, sagte Phil Resch.

»Vielleicht tu' ich das«, antwortete Rick.

Der Aufzug war im Erdgeschoß angelangt. Die Türen glitten auseinander. Rick fuhr fort: »Bleiben Sie bei Luba Luft, ich bestelle einen Streifenwagen, der sie wegen des Knochenmarkstests zum Justizgebäude bringt.« Er entdeckte eine Tele-

fonzelle, betrat sie, warf eine Münze in den Schlitz und wählte mit zitternden Fingern die Nummer seiner Dienststelle. Unterdessen sammelte sich eine Gruppe von Leuten, die auf den Lift gewartet hatten, um Phil Resch und die Leiche der Sängerin.

Sie war wirklich eine großartige Sängerin, sagte er sich, als er seine Meldung durchgegeben hatte. Ich begreife das nicht. Wie kann ein so hervorragendes Talent eine Bedrohung unserer Gesellschaft darstellen? Aber es lag nicht an ihrem Talent, mußte er sich eingestehen, es lag an ihr selbst. Genau wie bei Phil Resch.

Er verließ die Zelle und schob sich zwischen den Leuten durch, bis er wieder vor Resch und der regungslosen Mädchengestalt stand. Jemand hatte einen Mantel darübergebreitet.

Phil Resch stand ein wenig abseits und zog heftig an einer kleinen grauen Zigarre. Rick trat zu ihm und sagte: »Ich hoffe bei Gott, daß Sie sich als Androide entpuppen.«

»Sie scheinen mich wirklich zu hassen«, sagte Phil Resch verwundert. »Ganz plötzlich – in der Mission Street haben Sie mich noch nicht gehaßt.«

»Jetzt sehe ich allmählich klarer. Es ist die Art und Weise, wie Sie Garland und Luba Luft umgebracht haben. Sie töten ganz anders als ich. Sie töten gern. Sie suchen nur nach einem Vorwand. Deshalb haben Sie die Möglichkeit, daß Garland ein Androide sein könnte, sofort aufgegriffen – sie bot Ihnen einen Vorwand zum Töten! Ich frage mich nur, was Sie tun werden, wenn Sie den Boneli-Test nicht bestehen. Werden Sie Selbstmord begehen? Manchmal kommt das bei Androiden vor. Aber selten ...«

»Ja, ich besorge das schon selbst«, murmelte Phil Resch. »Sie brauchen nichts weiter zu tun, als mich zu testen.«

Ein Streifenwagen traf ein. Zwei Polizeibeamte sprangen heraus, sahen den Menschenauflauf und machten sich sofort einen Weg frei. Einer von ihnen erkannte Rick und nickte ihm zu.

So, nun können wir gehen, sagte sich Rick. Hier haben wir unsere Aufgabe erledigt.

Als er mit Phil Resch zu Fuß zum Opernhaus zurückging, auf dessen Dach der Schwebewagen geparkt war, sagte Resch: »Ich gebe Ihnen jetzt mein Laserrohr. Sie brauchen wegen meiner eventuellen Reaktion auf den Ausgang des Tests nicht besorgt zu sein, was Ihre persönliche Sicherheit angeht.« Er hielt Rick das Rohr hin. Rick nahm es entgegen.

»Und wie wollen Sie sich ohne Waffe umbringen? Ich meine, falls der Test negativ ausfällt?«

»Ich halte die Luft an.«

»Herr im Himmel, das geht doch nicht!« rief Rick.

»Bei einem Androiden schaltet sich im Gegensatz zu einem Menschen der Vagusnerv nicht automatisch ein«, erklärte Phil Resch. »Hat man Ihnen das bei Ihrer Ausbildung nicht beigebracht? Ich hab's so gelernt.«

»Aber auf eine solche Weise sterben ...«, protestierte! Rick.

»Aber ich glaube nicht, daß es nötig sein wird«, fügte Phil Resch hinzu.

Gemeinsam fuhren sie zum Dach des alten War Memorial Opera House hinauf und bestiegen Reschs Schwebewagen.

Phil Resch setzte sich ans Steuer und schloß die Wagentür hinter sich zu. Er sagte: »Mir wäre der Boneli-Test lieber.«

»Den kenne ich nicht. Ich weiß nicht, wie er ausgewertet wird.« Ich müßte mich wegen des Ergebnisses auf deine Angaben verlassen, und das kommt nicht in Frage, fügte er in Gedanken hinzu.

»Sie werden mir die Wahrheit sagen, ja?« bat Phil Resch. »Falls ich ein Androide bin, werden Sie es mir sagen?«

»Klar.«

»Ich will's nämlich wirklich wissen. Ich muß es wissen!« Phil Resch zündete sich die ausgegangene Zigarre wieder an, lehnte sich zurück und versuchte, es sich in dem Sitz möglichst bequem zu machen. Anscheinend gelang ihm das nicht. »Hat

Ihnen das Gemälde von Munch, das Luba Luft betrachtete, denn wirklich so gefallen?« fragte er. »Ich mag so etwas nicht. Realismus interessiert mich in der Kunst nicht.«

»Das Bild Pubertät stammt aus dem Jahr 1894«, unterbrach ihn Rick knapp. »Damals gab es nichts anderes als Realismus, das muß man dabei berücksichtigen.«

»Aber das andere – der Mensch, der sich die Ohren zuhält, das war nicht repräsentativ dafür.« Rick öffnete seine Mappe und fischte die Apparate heraus.

»Raffiniert«, bemerkte Phil Resch und paßte genau auf. »Wie viele Fragen müssen Sie mir stellen, ehe Sie zu einem Schluß gelangen?«

»Sechs oder sieben.« Er reichte ihm die Klebescheibe. »Befestigen Sie das an Ihrer Backe. Aber ganz fest. Und dieses Licht...« Er stellte es ein. »Es bleibt auf Ihr Auge gerichtet. Bewegen Sie sich nicht und halten Sie auch Ihre Augäpfel so ruhig wie möglich.«

»Reflexabweichungen«, bemerkte Phil Resch verständnisvoll. »Aber nicht auf physische Reize. Sie messen beispielsweise die Vergrößerung der Pupille nach gewissen Fragen. Wir nennen das eine unwillkürliche Reaktion.«

»Glauben Sie, diese Reaktion kontrollieren zu können?« fragte Rick.

»Eigentlich nicht. Mit der Zeit kann man's vielleicht lernen. Jedoch nie den Anfangsausschlag – der ist jeder bewußten Kontrolle entzogen. Falls nicht ...« Er brach ab. »Machen Sie weiter. Ich bin nervös und rede zuviel.«

»Reden Sie, soviel Sie wollen«, sagte Rick.

»Falls ich mich als Androide entpuppe«, plapperte Phil Resch weiter, »wird der Test Ihren Glauben an die Menschheit erneut festigen. Da das Experiment aber nicht so ausgehen wird, schlage ich vor, daß Sie sich schon langsam eine Philosophie zurechtlegen, die berücksichtigt ...«

»Hier kommt die erste Frage«, unterbrach ihn Rick. Seine

Geräte waren fertig aufgebaut, die Nadeln auf den beiden Zifferblättern zitterten. »Die Reaktionszeit wird mit ausgewertet. Antworten Sie deshalb so schnell Sie können.« Aus dem Gedächtnis legte er ihm die erste Frage vor. Der Test hatte begonnen. Danach blieb Rick eine ganze Weile regungslos sitzen! Dann erst sammelte er seinen Apparat ein und stopfte alles wieder in seine Aktenmappe.

»Ich kann's Ihrem Gesicht ablesen«, sagte Phil Resch und atmete in unendlicher Erleichterung, beinahe krampfhaft, auf. »Okay. Jetzt können Sie mir meine Waffe zurückgeben.« Er hielt Rick die Hand auffordernd hin und wartete.

»Anscheinend hatten Sie recht, was Garlands Motive! betrifft«, sagte Rick. »Er wollte einen Keil zwischen uns treiben.« Er fühlte sich körperlich und geistig furchtbar abgespannt.

»Haben Sie Ihre Ideologie angepaßt?« fragte Phil Resch. »Haben Sie sich eine Philosophie zurechtgelegt, in die ich als Bestandteil der menschlichen Rasse hineinpasse?«

Rick antwortete: »Ihre emotionelle Fähigkeit, Ihr Einfühlungsvermögen, weist einen Defekt auf, aber auf den erstreckt sich unser Test nicht, ich meine Ihre Empfindungen gegenüber Androiden.«

»Natürlich wird das nicht getestet.«

»Vielleicht sollten wir es aber tun.« Dieser Gedanke kam ihm zum erstenmal. Bisher hatte er gegenüber den Androiden, die er tötete, noch nie etwas empfunden. Er war einfach davon ausgegangen, daß hier seine Psyche seinem Verstand folgte und den Androiden als nichts anderes ansah als eben eine superkluge Maschine.

Im Vergleich zu Phil Resch machte sich nun aber ein Unterschied bemerkbar. Instinktiv spürte er, daß er recht hatte. Gefühle gegenüber einem künstlich hergestellten Gegenstand? fragte er sich. Gegenüber einem Ding, das nur so tut, als lebte es? Aber Luba Luft schien doch echt zu leben, bei ihr war es nicht Simulation.

Phil Resch sagte ganz ruhig: »Ihnen ist doch wohl klar, wie es sich auswirken müßte, wenn wir Androiden – wie zum Beispiel Tiere – in den Bereich unserer gefühlsmäßigen Identifizierung mit einbeziehen würden.«

»Wir wären schutzlos.«

»Absolut. Diese Nexus-6-Typen würden uns glatt überrollen. Sie und ich und alle anderen Blade Runner – wir stehen zwischen Nexus-6 und der Menschheit, eine Barriere, die beide trennt. Außerdem ...« Er hielt inne, weil er bemerkte, daß Rick seinen Testapparat noch einmal hervorholte. »Ich dachte, der Test sei abgeschlossen?«

»Ich möchte mir selbst eine Frage stellen«, sagte Rick. »Sie sollen mir sagen, was die beiden Nadeln dabei anzeigen. Nennen Sie mir nur den Ausschlag, die Berechnung mache ich schon selbst.« Er klebte sich die Scheibe an die Backe und stellte den Lichtstrahl ein, bis er genau in sein Auge schien. »Fertig? Beobachten Sie die Zifferblätter. Diesmal lassen wir den Zeitfaktor weg. Ich brauche nur die Amplitude.«

»Gut, Rick«, sagte Phil Resch bereitwillig.

Rick sagte laut: »Ich fahre mit einem Androiden, den ich gefangen habe, im Lift nach unten. Plötzlich tötet ihn jemand ganz unvermittelt.«

»Keine besondere Reaktion«, meldete Phil Resch.

»Wie weit haben die Nadeln ausgeschlagen?«

»Die linke 2,8, die rechte 3,3.«

»Es handelt sich um einen weiblichen Androiden«, fuhr Rick fort.

»Jetzt beträgt der Ausschlag 4,0 und 6.«

»Das ist hoch genug«, sagte Rick, entfernte die Klebescheibe von seiner Backe und schaltete den Lichtstrahl aus. »Das war eine ausgesprochen emotionelle Gefühlsreaktion, wie man sie etwa bei einer menschlichen Testperson bei den meisten Fragen findet: abgesehen von den extremen Fragen, den wirklich pathologischen – zum Beispiel wenn es um den Gebrauch von

Menschenhaut zu Dekorationszwecken geht.«

»Und was bedeutet das?«

»Daß ich zumindest auf gewisse Androiden gefühlsmäßig reagiere. Nicht auf alle, aber auf einen oder zwei. Luba Luft zum Beispiel, sagte er sich. Also habe ich mich geirrt. An Phil Reschs Reaktionen ist nichts Ungewöhnliches oder Unmenschliches – es liegt an mir!

Ob wohl schon jemals zuvor ein Mensch einem Androiden ähnliche Gefühle entgegenbrachte? überlegte er.

Es ist natürlich durchaus möglich, daß mir etwas Derartiges in meiner Arbeit nie wieder unterläuft, daß es sich um eine Anomalie handelt, die beispielsweise mit meiner Vorliebe für die Zauberflöte zusammenhängt. Und für Luba Luft, ihre ganze Karriere als große Sängerin. Gewiß ist mir etwas Ähnliches noch niemals begegnet, jedenfalls habe ich es nie wahrgenommen. Bei Polokov nicht und auch nicht bei Garland. Noch etwas wurde ihm klar: Wenn sich Phil Resch bei dem Test als Androide entpuppt hätte, so hätte ich ihn ohne jede Gemütsbewegung umgebracht – jedenfalls bestimmt nach Lubas Tod.

»Sie sitzen in der Klemme, Deckard«, sagte Phil Resch in leicht amüsiertem Ton.

»Und was kann ich dagegen tun?« fragte Rick.

»Es liegt am Sex.«

»Sex?«

»Es liegt daran, daß sie – oder es – rein physisch attraktiv wirkte. Ist Ihnen das noch nie passiert?« Phil Resch lachte. »Uns hat man beigebracht, daß es sich hier um eines der grundsätzlichen Probleme aller Blade Runner handelt. Wußten Sie nicht, daß sich manche Leute in den Kolonien weibliche Androiden als Mätressen halten?«

»Das ist verboten!«

»Klar ist es verboten. Aber die Leute tun's trotzdem.«

»Und wie steht's mit der Liebe zum Unterschied zu Sex?«

»Liebe ist nur ein anderes Wort für Sex.«

»Wie die Liebe zur Heimat, oder die Liebe zur Musik«, verdeutlichte Rick. »Wenn es sich um die Liebe zu einer Frau oder der humanoiden Imitation einer Frau handelt, dann ist es Sex. Sie müssen sich selbst gegenüber ehrlich sein, Deckard. Sie wären gern mit einem weiblichen Androiden ins Bett gegangen – nicht mehr und nicht weniger. Mir ist das auch schon einmal passiert, als ich gerade Blade Runner geworden war. Lassen Sie sich davon nicht entmutigen, Sie fangen sich schon wieder. Sie müssen nur die Reihenfolge umkehren.«

Rick starrte ihn fassungslos an.

»Zuerst mit ihr ins Bett ...«

»... und sie dann töten«, sagte Phil Resch knapp.

13

Auf dem Heimweg von der Arbeit zischte John R. Isidore wie ein sprühender Feuerstrahl über den Nachmittagshimmel.

Ob sie noch da ist? fragte er sich.

Er war unterwegs an einem Schwarzmarktladen vorbeigefahren. Auf seinem Nebensitz stand eine Tüte mit ausgesprochenen Delikatessen wie Bohnenbrei, reifen Pfirsichen und Käse.

Der Duft der Pfirsiche und des Käses mischte sich und stieg ihm angenehm in die Nase. Das waren wirklich Köstlichkeiten, und er hatte dafür zwei Wochenlöhne hinblättern müssen – Vorschuß von Mr. Sloat. Außerdem hatte er noch unter seinem Sitz, wo sie nicht wegrollen und brechen konnte, eine Flasche Chablis liegen, die höchste aller Köstlichkeiten.

Als der Aufzug ächzend kam, fuhr er nicht zu seiner Wohnung hinunter, sondern eine Etage tiefer, wo seine neue Mitbewohnerin Pris Stratton ihr Domizil aufgeschlagen hatte. Gleich darauf stand er vor ihrer Tür und klopfte mit der Kante der Weinflasche dagegen.

»Wer ist da?« fragte eine durch die Tür gedämpfte und doch

klare Stimme.

»Hier spricht J. R. Isidore«, antwortete er in der selbstbewußten Art, zu der ihm Mr. Sloats Videophon verhelfen hatte. »Ich habe ein paar Kostbarkeiten mitgebracht und glaube, daß sich daraus für uns beide ein ganz vernünftiges Essen herrichten läßt.« Die Tür öffnete sich einen Spaltbreit. Pris Stratton spähte auf den dämmerigen Flur hinaus.

»Sie wirken ganz anders«, sagte sie. »Viel erwachsener.«

»Ich hatte heute im Geschäft ein paar Routineangelegenheiten zu erledigen. Nichts Außergewöhnliches. K-k-könnten Sie mich hereinlassen?«

»Dann reden Sie ja doch nur übers Geschäft.« Aber sie öffnete ihm doch die Tür und ließ ihn eintreten. Als sie dann sah, was er im Arm trug, stieß sie einen entzückten Ruf aus. Ihr Gesicht leuchtete voller Freude auf. Doch dann erlosch der Glanz in ihren Augen urplötzlich.

»Was ist denn los?« fragte er. Er stellte die Tüte und die Flasche in der Küche ab und eilte zu ihr zurück.

Pris sagte tonlos: »Bei mir sind diese Sachen reine Verschwendung.«

»Warum?«

»Ach ...« Sie zuckte die Achseln, schob beide Hände tief in die Taschen ihres ziemlich altmodischen Kleides und ging weg. »Vielleicht erzähle ich es Ihnen später einmal.« Sie sah zu ihm auf. »Trotzdem war's nett von Ihnen. Aber jetzt gehen Sie bitte.«

»Ich weiß, was mit Ihnen los ist«, sagte er.

»So?« Sie öffnete die Tür wieder. Ihre Stimme klang noch spröder, lebloser, verlorener.

»Sie haben keine Freunde. Ihnen geht es jetzt noch viel schlechter als heute morgen, weil ...«

»Ich habe Freunde.« Schlagartig wandelte sich der Ton ihrer Stimme. Sie klang überlegen, kraftvoller. »Zumindest hatte ich Freunde. Sieben waren es am Anfang, aber inzwischen haben

sich die Blade Runner an die Arbeit gemacht. Einige von ihnen – vielleicht auch alle – sind nun tot.« Sie trat ans Fenster und sah hinaus in die Dunkelheit, die nur von vereinzelten Lichtern unterbrochen wurde. »Vielleicht bin ich von uns acht allein am Leben geblieben. Möglich, daß Sie recht haben.«

»Was ist das, ein Blade Runner?«

»Stimmt – ihr sollt es ja nicht wissen. Ein Blade Runner ist ein Berufsmörder, der eine Abschußliste mit den Namen derer bekommt, die er umzubringen hat. Für jeden, den er erwischt, bekommt er eine bestimmte Belohnung Für gewöhnlich ist er bei der Stadt angestellt, so daß außerdem noch ein Gehalt bezieht. Aber die Bezahlung ist so niedrig, daß er auf die Prämien angewiesen bleibt.«

»Wissen Sie das sicher?«

»Ja.« Sie nickte. »Er hat noch einen weiteren Anreiz: Es macht ihm außerdem Spaß!«

»Ich glaube, Sie irren sich«, sagte Isidore. So etwas hatte er noch nie in seinem ganzen Leben gehört. »Das widerspricht doch der heutigen merceristischen Ethik. Alles Leben ist eins – kein Mensch ist eine ›Insel‹, wie Shakespeare es in der guten alten Zeit einmal nannte.«

»John Donne«, berichtigte sie.

Isidore machte eine erregte Handbewegung. »Das ist schlimmer als alles, was ich bisher gehört habe. Können Sie nicht zur Polizei gehen?«

»Nein.«

»Und sie sind auch hinter Ihnen her? Sie können herkommen und Sie umbringen?« Jetzt verstand er, warum sich das Mädchen so verkroch. »Kein Wunder, daß Sie Angst haben und keinen Menschen sehen wollen.« Trotzdem hielt er alles für Einbildung. Sie muß eine Psychopathin sein, dachte er. Verfolgungswahn.

»Dann werde ich schneller sein und sie vorher erwischen«, versprach er.

»Womit denn?« Sie lächelte ein wenig.

»Ich besorge mir einen Waffenschein für ein Laserrohr. Den bekommt man hier draußen, wo kaum mehr jemand lebt, sehr leicht.«

»Und wenn Sie bei der Arbeit sind?«

»Ich nehme mir Urlaub!«

Pris sagte: »Das ist wirklich nett von Ihnen, J. R. Isidore, aber wenn die Blade Runner die anderen erwischt haben, wenn sie mit Max Polokov, Garland, Luba und Roy Baty fertig geworden sind ...« Sie brach ab. »Roy und Irmgard Baty. Wenn die auch tot sind, dann spielt es schon keine Rolle mehr.«

Isidore ging in die Küche, nahm staubiges Geschirr, lange nicht mehr benutzt, aus dem Schrank und spülte Teller und Gläser mit dem rostbraunen, heißen Wasser, bis zuletzt alles sauber war. Dann erschien Pris und setzte sich an den Tisch. Er entkorkte die Flasche Chablis und teilte Pfirsiche, Käse und Bohnenbrei.

»Was ist das für ein weißes Zeug? Nein, nicht der Käse.« Sie zeigte darauf.

»Der Brei wird aus Sojabohnen gemacht. Wenn ich nur ...« Er unterbrach sich und wurde rot. »Früher aß man das mit Bratensoße.«

»Ein Androide«, murmelte Pris. »Solche Fehler unterlaufen nur Androiden. Damit verraten sie sich.« Sie kam näher, stellte sich neben ihn, schlang ihre Arme um ihn und preßte sich für einen Augenblick an ihn. Er war starr vor Erstaunen.

»Ich probiere mal eine Scheibe Pfirsich«, sagte sie und holte mit ihren schlanken, langen Fingern geschickt eins von den Obststücken aus dem süßen Saft. Und dann begann sie plötzlich zu weinen, als sie das Pfirsichstück aß.

Er war ratlos und wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Also beschäftigte er sich einfach weiter mit dem Aufteilen der Köstlichkeiten.

»Verdammt!« rief sie wütend. »Na ja ...«

Sie wanderte im Zimmer auf und ab. »Wissen Sie, wir lebten auf dem Mars. Deshalb weiß ich so viel über Androiden.«

»Und die einzigen Leute, die Sie hier auf der Erde kennen, sind die anderen Rückkehrer?«

»Wir kannten uns schon vor der Reise. Aus einer Siedlung in der Nähe von New New York. Roy Baty und Irmgard betrieben einen Drugstore. Er war Apotheker, und sie leitete die Kosmetikabteilung. Auf dem Mars braucht man viel an Hautpflegemitteln.« Sie zögerte. »Ich bekam von Roy verschiedene Drogen. Zuerst brauchte ich sie, weil – nun das Leben auf dem Mars ist nicht schön. Das hier ist nichts dagegen.« Mit einer heftigen Armbewegung schloß sie die ganze heruntergekommene Wohnung ein. »Sie glauben, ich leide unter meiner Einsamkeit. Zum Teufel, der ganze Mars ist einsam! Viel schlimmer noch als das hier.«

»Leisten euch denn die Androiden nicht Gesellschaft? Ich habe in einer Werbesendung gehört ...« Er setzte sich zum Essen. Sie griff nach dem Glas und trank einen kleinen Schluck. Er fuhr fort: »Man hört hier immer nur, daß die Androiden eine große Hilfe sind.«

»Auch die Androiden sind einsam«, sagte sie.

»Schmeckt Ihnen der Wein?«

Sie setzte das Glas ab. »Er ist sehr gut.«

»Es ist die einzige Flasche, die mir seit drei Jahren zu Gesicht gekommen ist.«

Pris erzählte weiter: »Wir kamen zur Erde zurück, weil dort oben eigentlich überhaupt niemand leben sollte. Dieser Planet ist nicht bewohnbar, jedenfalls nicht mehr seit Millionen von Jahren. Er ist so alt! Man spürt es an den Steinen, das unglaubliche Alter. Jedenfalls bekam ich zuerst Medikamente, Drogen, von Roy. Ich lebte nur noch für dieses synthetische schmerzstillende Mittel, für Silenizin. Dann lernte ich Horst Hartman kennen. Der betrieb damals ein Briefmarkengeschäft, einen Laden für alte, seltene Briefmarken. Horst weckte mein Inter-

esse an Literatur aus der Vorkolonialzeit.«

»Sie meinen an alten Büchern?«

»An Geschichten über die Raumfahrt, die vor dem Beginn der Raumfahrt geschrieben wurden.«

»Wie konnte man Geschichten über die Raumfahrt schreiben, bevor ...«

»Die Autoren haben sie erfunden«, erklärte Pris.

»Und worauf stützten sie sich?«

»Auf ihre Phantasie. Oft stellte sich später heraus, daß sie sich irrten. Zum Beispiel stellten sie den Planeten Venus als Dschungelparadies dar, in dem es von riesigen Ungeheuern und Frauen in silbern schimmernden Brustpanzern nur so wimmelte.« Sie warf ihm einen Blick zu. »Interessiert Sie das überhaupt? Große Frauen mit langen, goldgelben Zöpfen und schimmernden Brustpanzern, so groß wie Melonen?«

»Nein«, antwortete er.

»Irmgard ist auch blond, aber klein und zierlich. Jedenfalls kann man ein Vermögen verdienen, indem man vorkoloniale Literatur, alte Zeitschriften, Bücher und Filme, auf den Mars schmuggelt. Man kann sich dann vorstellen, wie es hätte sein können. Wie der Mars eigentlich sein müßte! Kanäle.«

»Ich möchte meinen, daß es einem dann noch elender wird«, sagte Isidore.

»Nein«, antwortete Pris kurz angebunden.

»Haben Sie denn etwas von diesem vorkolonialen Lesestoff mit zur Erde gebracht?«

»Hier auf der Erde ist das Zeug nutzlos, weil die verrückte Mode hier nie so schlimm grassierte. Es steht ja noch genug davon herum, in allen Bibliotheken. Daher bekommen wir auch den Nachschub. Am meisten ...« Es klopfte an die Wohnungstür.

Pris wurde aschgrau und flüsterte: »Ich kann nicht hingehen. Kein Geräusch, stillsitzen!« Sie lauschte angestrengt. »Hoffentlich ist die Tür abgeschlossen«, hauchte sie fast lautlos.

Von fern rief eine Stimme auf dem Flur: »Pris, bist du da drin?« Eine Männerstimme. »Wir sind's, Roy und Irmgard. Wir haben deine Karte bekommen.«

Pris erhob sich und schlich ins Schlafzimmer. Als sie wiederkam, hielt sie einen Stift und ein Stückchen Papier in der Hand. Sie setzte sich wieder und kritzelte auf das Papier: GEHEN SIE AN DIE TÜR! Isidore nahm ihr nervös den Stift aus der Hand und schrieb zurück: WAS SOLL ICH SAGEN?

Ärgerlich kritzelte Pris darunter: NACHSEHEN, OB SIE'S WIRKLICH SIND! Isidore stand auf und ging ins Wohnzimmer hinüber. Woher soll ich wissen, ob sie es sind? dachte er. Er öffnete.

Ein Paar stand draußen auf dem schwachbeleuchteten Flur. Eine zierliche Frau mit blauen Augen und gelbblondem Haar. Der Mann war größer und hatte ein breitgeschnittenes, mongolisches Gesicht, das ihm einen brutalen Zug gab. Die Frau trug einen modischen Umhang, hohe, glänzende Stiefel und spitzzulaufende Hosen. Der Mann war schlampig gekleidet – loses, zerknittertes Hemd und fleckige Hosen.

Er lächelte Isidore an, doch seine hellen Augen blieben hart.

»Wir suchen ...«, begann die kleine Frau, dann warf sie einen Blick an Isidore vorbei in die Wohnung. Ihre Miene verklärte sich. Sie stürzte an ihm vorbei und rief: »Pris! Wie geht's dir denn?«

Isidore drehte sich um. Die beiden Frauen umarmten einander. Er trat beiseite und ließ Roy Baty ebenfalls eintreten.

14

»Können wir offen reden?« fragte Roy und deutete auf Isidore.

Pris zitterte vor Freude. Sie sagte: »Bis zu einem gewissen Punkt ist er in Ordnung.« Sie wandte sich an Isidore: »Entschuldigen Sie uns.« Sie nahm die Batys beiseite und flüsterte

mit ihnen, dann kamen sie wieder zu Isidore zurück.

»Das ist Mr. Isidore«, stellte Pris vor. »Er kümmert sich um mich.« In diesen Worten schwang ein beinahe bösartiger Sarkasmus mit. »Seht ihr? Er hat mir echte Nahrungsmittel mitgebracht.«

»Nahrungsmittel«, wiederholte Irmgard Baty und lief neugierig in die Küche. »Pfirsiche!« rief sie. Sofort griff sie nach einer Schale und einem Löffel, aß mit gierigen kleinen Bissen und lächelte dabei Isidore an. Ihr Lächeln war anders als das von Pris – es strahlte unverhohlene Wärme aus.

Isidore folgte ihr. Er fühlte sich unwillkürlich zu ihr hingezogen. »Sie kommen vom Mars?« fragte er.

»Ja, wir haben es aufgegeben.« Ihre Stimme klang frisch, ihre klaren blauen Augen strahlten ihn an. »Ein schreckliches Haus, in dem Sie hier leben. Sonst wohnt doch niemand mehr hier, wie?«

»Ich wohne hier drüber«, erklärte Isidore.

»Ach so, ich dachte, Sie leben mit Pris zusammen.«

Mit demselben finsteren Lächeln wie bisher stellte Roy fest: »So, Polokov haben sie also erwischt.«

Sofort verschwand die Wiedersehensfreude von Pris' Miene. Ernst fragte sie: »Wen sonst noch?«

»Garland, Anders und Gitchel«, antwortete Roy Baty.

»Vorhin auch noch Luba.« Es klang, als empfände er ein perverses Vergnügen, diese Hiobsbotschaft zu überbringen.

»Also bleiben nur noch ...«, murmelte Pris.

»Nur wir drei«, sagte Irmgard sorgenvoll.

»Deshalb sind wir gekommen.« Aus Roys Stimme klang plötzlich unerwartete Wärme. Je schlimmer die Lage, um so mehr schien sie ihn zu freuen. Isidore wurde überhaupt nicht schlau aus ihm.

»O Gott!« flüsterte Pris benommen.

»Sie haben diesen Dave Holden auf uns angesetzt.« Sein Name tropfte wie Gift von ihren Lippen. »Diesen Schnüffler,

diesen Prämienjäger. Polokov hätte ihn um ein Haar beseitigt.«

»Ja, um ein Haar«, bestätigte Roy breit lächelnd.

»Nun liegt er im Krankenhaus, dieser Holden«, fuhr Irmgard fort. »Anscheinend hat man seine Abschußliste an einen anderen Blade Runner weitergegeben, und den hat Polokov auch beinahe erwischt. Zuletzt hat der Kerl dann doch Polokov erledigt. Danach nahm er sich Luba vor. Wir wissen das, weil Luba es fertiggebracht hat, Garland zu verständigen. Der hat jemanden hingeschickt, den Blade Runner geschnappt und in die Zentrale an der Mission Street schaffen lassen. Weißt du, Luba rief uns an, nachdem Garlands Mann den Blade Runner mitgenommen hatte. Sie war sicher, daß damit alles in Ordnung war und daß Garland ihn töten würde.« Sie fügte hinzu: »Aber anscheinend ist in der Mission Street etwas schiefgegangen.«

»Weiß dieser Blade Runner unsere Namen?« fragte Pris.

»Ja, meine Liebe, ich denke schon«, antwortete Irmgard. »Aber er weiß nicht, wo wir uns aufhalten. Roy und ich kehren nicht mehr in unsere Wohnung zurück. Wir haben beschlossen, eine der leeren Wohnungen in diesem miesen alten Haus zu beziehen.«

Isidore nahm all seinen Mut zusammen und mischte sich ein. »Ist das klug, wenn Sie alle b-b-beisammen b-blei-ben?«

»Nun, alle anderen haben sie erwischt«, stellte Irmgard fest. Trotz ihrer oberflächlichen Erregung schien sie die Sachen genauso gelassen hinzunehmen wie ihr Mann. Sie sind alle so eigenartig, dachte Isidore. Er spürte das Fremde, ohne es benennen zu können. Pris machte einen beinahe natürlichen Eindruck, aber ...

»Warum ziehst du nicht zu ihm?« fragte Roy und deutete dabei auf Isidore. »Er könnte dir ein gewisses Maß an Schutz bieten.«

»Zu einem Einfältigen?« fragte Pris. »Ich denke nicht daran, mit einem Einfältigen zusammenzuleben!« Ihre Nasenflügel bebten vor Empörung. Irmgard sagte rasch: »Ich halte es für

dumm, in einer solchen Situation noch snobistisch zu sein. Blade Runner schlagen schnell zu.«

»Dann macht doch wenigstens die Wohnungstür zu!« unterbrach sie Roy. Er ging hin, schmetterte die Tür mit einem Faustschlag zu und schloß ab. »Nach meiner Meinung solltest du zu Isidore ziehen, Pris, und wir beide sollten im gleichen Gebäude bleiben. Auf diese Weise können wir uns gegenseitig helfen. Ich habe ein paar elektronische Schaltungen im Wagen. Damit kann ich eine Abhöranlage einbauen, damit du, Pris, uns hören kannst und wir dich. Außerdem bastle ich eine Alarmvorrichtung, die jeder von uns im Notfall betätigen kann.«

Er schien nicht im mindesten besorgt zu sein. Die bedrängte Lage schien in ihm ungeheure Energiereserven zu mobilisieren. »Ich glaube, daß es schon einen Grund hat, wenn wir drei noch leben. Wenn er eine Ahnung hätte, wo wir uns aufhalten, dann wäre er nach meiner Meinung längst hier aufgetaucht. Wenn Blade Runner Erfolg haben wollen, müssen sie schnell zuschlagen, sonst verdienen sie nicht genug.«

Irmgard nickte zustimmend und fügte hinzu: »Und wenn er zögert, werden wir ihm noch einmal entkommen. Nach meiner Meinung hat Roy recht. Der Kerl kennt unsere Namen, aber nicht unsere Anschrift. Arme Luba – im alten Opernhaus erwischt werden, in aller Öffentlichkeit! Dort war's nicht schwer, sie zu finden.«

»Sie wollte es ja nicht anders«, sagte Roy betont. »Sie glaubte, als Berühmtheit am sichersten zu sein.«

»Du hast sie davor gewarnt«, bemerkte Irmgard.

»Ja, ich hab' sie gewarnt. Und ich habe auch Polokov gesagt, er soll sich nicht als WPO-Mann selbst in Gefahr bringen. Und Garland habe ich prophezeit, daß ihn eines Tages einer seiner eigenen Blade Runner erledigen würde. Sehr gut möglich, daß genau das geschehen ist.« Er wippte im Stehen hin und her und machte ein weises, überlegenes Gesicht.

Isidore meldete sich wieder zu Wort: »Von d-dem, was ich

d-da höre, nehme ich an, daß Mr. Baty euer Anführer ist.«

»O ja, Roy ist eine Führernatur«, bestätigte ihm Irmgard.

Pris ergänzte: »Er hat unsere Rückkehr vom Mars organisiert.«

»Dann solltet ihr l-lieber t-tun, was er sagt!« Vor innerer Spannung und Hoffnung konnte er kaum reden. »Das wäre g-ganz t-t-toll, Pris, wenn Sie b-bei mir wohnen würden. Ich bleib ein p-paar Tage zu Hause, ich hab' nämlich noch Urlaub gut. D-dann kann ich dafür sorgen, daß Ihnen n-nichts geschieht.« Und vielleicht würde ihm der erfindungsreiche Mut sogar irgendeine Waffe basteln. Eine Wunderwaffe, mit der man sogar Blade Runner besiegen konnte – was immer das auch für Leute waren. Unfaßbar, daß die Polizei nichts dagegen unternimmt! dachte er. Ich verstehe das einfach nicht. Diese Leute müssen etwas verbrochen haben. Vielleicht sind sie illegal zur Erde zurückgekommen. Wir werden doch im Fernsehen immer wieder ermahnt, jedes unbekannte Schiff zu melden, das außerhalb der offiziellen Landeplätze niedergeht. Darauf war die Polizei sicher ganz scharf.

Aber man tötete doch nicht mehr so einfach. Das widersprach allen Grundsätzen des Mercerismus.

»Der Einfaltspinsel mag mich«, sagte Pris.

»Nenn ihn nicht immer so, Pris«, sagte Irmgard und bedachte Isidore mit einem freundlichen Blick. »Denk lieber daran, wie er dich nennen könnte!« Pris schwieg. Ihre Miene wurde undurchdringlich, rätselhaft.

»Ich baue jetzt die Abhöranlage ein«, sagte Roy. »Irmgard und ich bleiben hier in dieser Wohnung. Pris, du gehst mit Mr. Isidore.« Er wandte sich zur Tür. Für einen so schweren, kräftigen Mann bewegte er sich erstaunlich schnell. Er riß die Tür auf und ließ sie gegen die Wand krachen, dann war er verschwunden. In diesem Augenblick hatte Isidore für den Bruchteil einer Sekunde eine seltsame Halluzination: Er sah einen Metallrahmen vor sich, ausgefüllt mit Drähten, Schaltungen,

Batterien und elektrischen Anlagen, dann verschwand das Bild, und er sah wieder den vierschrötigen Roy Baty.

»Ein Mann der Tat«, bemerkte Pris ungerührt. »Schade, daß er bei allen mechanischen Dingen so ungeschickte Hände hat.«

»Wenn wir gerettet werden, dann haben wir es nur Roy zu verdanken, Pris«, sagte Irmgard tadelnd.

»Na ja, es lohnt sich schon.« Pris sagte das mehr zu sich selbst, zuckte die Achseln und nickte Isidore zu. »Gut, J. R., ich ziehe zu dir, und du kannst mich beschützen.«

Isidore wurde rot vor Freude und Stolz und versprach sofort: »Ich w-werde euch alle schützen!«

Ernsthaft und in formellem Ton sagte Irmgard Baty: »Sie sollen wissen, Mr. Isidore, daß wir Ihre Hilfe sehr zu schätzen wissen. Ich hoffe nur, daß wir uns eines Tages revanchieren können.« Sie glitt hinüber zu ihm und streichelte seinen Arm.

»Haben Sie für mich etwas zu lesen? Vorkoloniale Literatur?« fragte er sie.

»Wie bitte?« Irmgard Baty warf Pris einen fragenden Blick zu.

»Er meint diese alten Zeitschriften«, erklärte Pris. Dabei suchte sie ein paar Sachen zusammen, die sie mitnehmen wollte. Isidore nahm ihr das Bündel ab. Pris fuhr fort: »Nein, J. R., wir haben nichts mitgebracht. Die Gründe habe ich dir schon erklärt.«

»Dann g-g-geh ich morgen in die B-bibliothek«, sagte Isidore. Er trat auf den Flur hinaus. »Ich hol' mir und euch w-wwas zu lesen, damit euch d-das Warten nicht so lang wird.« Er führte Pris nach oben in seine dunkle, leere, ungelüftete Wohnung, trug ihre Sachen ins Schlafzimmer und schaltete sofort Heizung, Licht und das einzige noch funktionierende Fernsehprogramm ein.

»Hier gefällt es mir«, sagte Pris, aber ihre Miene drückte das Gegenteil aus.

»Was ist denn los?« fragte er, als er ihr Bündel abgelegt hat-

te.

»Nichts.« Sie blieb vor dem Panoramafenster stehen, zog den Vorhang beiseite und starrte düster hinaus.

»Wenn du glaubst, daß man dich sucht ...«

»Es ist nur ein Traum – er stammt von den Drogen, die Roy mir gegeben hat.«

»B-bitte?«

»Glaubst du wirklich, daß es solche Blade Runner gibt?«

»Mr. Baty hat doch gesagt, sie hätten deine Freunde umgebracht.«

»Mr. Baty ist genauso übergeschnappt wie ich«, sagte Pris. »Wir sind nicht vom Mars gekommen, sondern aus einem Sanatorium an der Ostküste. Wir sind alle miteinander schizophren, mit einem defekten Gefühlsleben – Affektabflachung nennt man das. Und wir leiden unter Gruppenhalluzinationen.«

»Ich hab's auch nicht für möglich gehalten«, sagte er erleichtert.

»Warum nicht?« Sie fuhr herum und sah ihn so durchdringend an, daß er sofort rot wurde.

»W-w-weil es so was doch gar nicht gibt! Der Staat b-bringt niemanden um, für k-k-kein Verbrechen gibt es die T-t-todesstrafe. Und der Mercerismus ...«

»Aber wenn du nicht menschlich bist, dann ist doch alles anders!«

»Das stimmt nicht. Selbst Tiere – sogar Aale und Ratten und Schlangen und Spinnen – sind heilig.« Pris ließ ihn nicht aus den Augen. »Also kann es nicht stimmen, wie? Wie du sagst, sind sogar die Tiere durch das Gesetz geschützt. Wie alles Leben. Alles Organische, das krabbelt oder summt oder fliegt oder läuft oder Eier legt oder ...« Sie brach mitten im Satz ab, weil Roy Baty plötzlich die Wohnungstür aufstieß und eintrat. Er zog ein paar Drähte hinter sich her.

Er nahm ein Bild von der Wand, befestigte ein winziges elektronisches Gerät am Nagel, trat einen Schritt zurück und

musterte es und hängte dann das Bild wieder an seinen Platz. »Und nun die Alarmanlage.« Er rollte den Draht ein, der zu einem komplizierten Gerät führte. Mit einem eisigen Lächeln auf den Lippen erklärte er Pris und Isidore das Gerät. »Da – diese Drähte führen unter den Teppich, sie dienen als Antenne und fangen die Gegenwart eines ...« Er zögerte. »Eines denkenden Wesens auf. Also spricht das Ding auf keinen von uns vieren an.«

»Es klingelt also – und dann?« fragte Pris. »Er wird bewaffnet sein. Wir können doch nicht mit den Zähnen über ihn herfallen und ihm die Gurgel durchbeißen.«

»Dieser Apparat enthält eine eingebaute Penfield-Einheit«, erklärte Roy weiter. »Sobald der Alarm ausgelöst wird, versetzt er den Eindringling in Panik. Kein menschliches Wesen hält es länger als ein paar Sekunden in der Umgebung aus. Die Panikreaktion besteht aus ziellosen Drehbewegungen, sinnloser Flucht, sowie Verkrampfungen von Muskeln und Nerven. Wir haben genug Zeit, ihn zu überwältigen. Möglich wäre es jedenfalls. Kommt ganz darauf an, wie gut er ist.«

»Wird das nicht auch auf uns wirken?« fragte Isidore.

»Das stimmt – auf Isidore wird sie wirken«, sagte Pris.

»Und wenn schon«, brummte Roy und arbeitete weiter. »Dann stürzen sie eben beide in panischem Entsetzen hinaus. Isidore werden sie schon nicht töten, er steht nicht auf ihrer Liste. Deshalb können wir ihn auch als Deckung benutzen.«

»Etwas Besseres gibt's nicht?« fragte Pris unwirsch.

»Nein, anders kann ich es nicht machen.«

»Ich k-kann mir eine W-waffe besorgen«, sagte Isidore.

»Du bist sicher, daß Isidores Anwesenheit nicht den Alarm auslösen wird?« fragte Pris. »Er ist immerhin – du weißt schon.«

»Die von ihm ausgehenden Hirnströme habe ich kompensiert«, antwortete Roy. »Um den Alarm auszulösen, gehört noch ein weiterer Mensch dazu – noch eine Person.« Er machte

ein finsteres Gesicht und sah Isidore an. Ihm war bewußt geworden, daß er sich verplappert hatte.

»Ihr seid Androiden«, sagte Isidore. Aber es störte ihn nicht. »Jetzt verstehe ich auch, warum sie euch umbringen wollen. Eigentlich lebt ihr gar nicht.« Nun war ihm alles klar: der Blade Runner, die Tötung der Freunde, die Reise zur Erde, all diese Sicherheitsvorkehrungen.

»Mit dem Wort ›Mensch‹ habe ich mich versprochen«, sagte Roy zu Pris.

»Stimmt, Mr. Baty«, sagte Isidore. »Aber welche Rolle spielt das schon für mich? Ich meine, als Sonderfall behandelt man mich auch nicht besonders gut. Zum Beispiel kann ich nicht auswandern.« Er merkte, daß er sinnloses Zeug zu plappern begann. »Ihr dürft nicht hierherkommen, ich darf nicht ...« Er beruhigte sich wieder.

Nach einer kurzen Pause meinte Roy lakonisch: »Auf dem Mars würde es Ihnen nicht gefallen.«

Pris wandte sich an Isidore: »Ich hab' mich schon gefragt, wie lange es dauern würde, bis du es merkst. Wir sind anders, wie?«

»Darüber ist vermutlich auch Garland gestolpert, und Max Polokov«, sagte Roy Baty. »Sie waren so verdammt sicher, als Menschen durchzugehen. Auch Luba.«

»Ihr seid eben – intellektuell.« Isidore war ganz aufgeregt, weil er wieder etwas begriffen hatte. »Ihr denkt abstrakt, und ihr ...« Er beendete den Satz mit einer wirren Handbewegung. »Ich wollte, ich hätte einen IQ wie ihr, dann könnte ich den Intelligenztest bestehen. Ihr seid mir haushoch überlegen. Ich kann eine Menge von euch lernen.«

Wieder ließ Roy Baty einige Sekunden verstreichen, dann sagte er: »Ich schließe jetzt den Apparat fertig an.« Er machte sich wieder an die Arbeit. Pris sagte mit scharfer Stimme: »Ihm ist noch nicht klar, wie wir vom Mars weggekommen sind. Was wir dort getan haben.«

»Wir konnten ja nicht anders«, knurrte Roy Baty unwirsch.

Irmgard Baty hatte die ganze Zeit in der offenen Wohnungstür gestanden. Sie bemerkten sie aber erst, als sie sich jetzt zu Wort meldete. »Ich glaube, wegen Mr. Isidore brauchen wir uns keine Sorgen zu machen«, sagte sie und sah ihm in die Augen. »Er hat schon recht: Sie behandeln ihn auch nicht besonders gut. Was wir auf dem Mars getan haben, interessiert ihn nicht. Er mag uns, und diese gefühlsmäßige Zuneigung ist ihm wichtiger als alles andere.« Sie stand ganz dicht vor Isidore und sah zu ihm auf. »Sie können eine Menge Geld verdienen, wenn Sie uns anzeigen. Ist Ihnen das klar?« Sie drehte sich zu ihrem Mann um. »Siehst du? Er weiß es, aber er wird trotzdem nichts sagen.«

»Du bist ein großartiger Mensch, Isidore«, sagte Pris.

Roy sagte heiter: »Wenn er ein Androide wäre, würde er uns spätestens morgen früh um zehn anzeigen. Er würde zur Arbeit gehen und ganz harmlos tun. Ich bin vor Bewunderung geradezu überwältigt.« Es war nicht auszumachen, wie er das meinte. Jedenfalls gelang es Isidore nicht.

»Ich mache mir gar keine Sorgen«, sagte Irmgard.

»Du solltest vor Angst zittern«, sagte Roy.

»Stimmen wir ab«, schlug Pris vor. »Wie auf dem Schiff, als wir verschiedener Meinung waren.«

»Schön, ich sag' nichts mehr«, murmelte Irmgard. »Aber wenn wir seine Hilfe ablehnen, dann glaube ich kaum, daß wir ein anderes menschliches Wesen finden werden, das uns aufnimmt und uns hilft.«

15

Es wurde feierlich und in aller Form abgestimmt.

»Wir bleiben hier«, sagte Irmgard bestimmt. »In dieser Wohnung, in diesem Gebäude.«

Roy Baty sagte: »Ich bin dafür, daß wir Mr. Isidore töten und uns woanders verstecken.«

Pris sagte mit leiser Stimme: »Ich stimme fürs Hierbleiben.« Lauter fuhr sie fort: »Nach meiner Meinung wiegt sein Wort für uns mehr als die Gefahr, die er darstellt, weil er Bescheid weiß. Anscheinend können wir nicht zwischen Menschen leben, ohne bald entdeckt zu werden. Daran sind die anderen gestorben.«

»Vielleicht haben sie genau dasselbe getan wie wir«, sagte Roy Baty. »Vielleicht haben sie einem bestimmten Menschen vertraut, den sie für anders hielten.«

»Das wissen wir nicht«, sagte Irmgard. »Das ist nur eine Vermutung. Ich glaube, sie – sie ...« Sie machte eine Handbewegung. »Sie sind herumgelaufen. Soll ich dir sagen, Roy, was uns das Genick bricht? Das Vertrauen in unsere verdammte geistige Überlegenheit!«

»Ich denke, Irm hat recht«, sagte Pris.

»Also soll unser Leben von einem geistig minderbemittelten ...« Roy gab es auf und sagte einfach: »Ich bin müde, Isidore. Es war eine lange Reise, und wir sind noch nicht lange hier.«

Isidore entgegnete glücklich: »Ich hoffe, ich kann euch den Aufenthalt hier auf der Erde angenehmer machen.«

Rick Deckard flog an diesem Abend sofort nach Feierabend hinüber in das Viertel, wo die Tiergeschäfte beisammenlagen.

»Na, Sir, haben Sie bei uns etwas entdeckt, das Ihnen besonders gefällt?« fragte ihn ein wenig schnodderig ein neuer Verkäufer in tadellosem Geschäftsanzug, als er sehnsüchtig die ausgestellten Kostbarkeiten betrachtete.

»Ich sehe hier so manches, was mir gut gefällt. Nur die Preise stören mich«, antwortete Rick.

»Die Zahlungsweise können Sie selbst bestimmen«, bot ihm der Verkäufer an.

»Ich hab' dreitausend in bar«, sagte Rick. Seine Prämie war

ihm ausgezahlt worden. »Was kostet zum Beispiel diese Kaninchenfamilie dort drüben?«

»Sir, wenn Sie eine Anzahlung von dreitausend zur Verfügung haben, kann ich Ihnen etwas weitaus Besseres anbieten als ein paar Kaninchen. Wie wär's mit einer Ziege?«

»Über eine Ziege hab' ich bisher noch nicht nachgedacht.«

»Das dachte ich mir fast, Sir, als Sie die Kaninchen erwähnten. Mit Kaninchen ist es so, daß Hinz und Kunz sie besitzen. Ganz ehrlich – in meinen Augen sind Sie mehr der Typ für eine Ziege.«

»Und die Vorzüge einer Ziege?«

»Eine Ziege hat einen eindeutigen Vorzug«, erklärte der Tierverkäufer. »Man kann ihr beibringen, daß sie jeden stößt, der sie stehlen will.«

»Aber nicht, wenn der Dieb sie mit einem Hypno-Pfeil anschießt und vom Schwebewagen auf das Dach heruntersteigt«, wandte Rick ein.

Unbeirrt fuhr der Verkäufer fort: »Eine Ziege ist anhänglich. Ziegen haben noch etwas Ungewöhnliches an sich, wovon Sie vielleicht gar nichts wissen. Einer Ziege machen verseuchte Sachen, die sie frißt, nichts aus. Nach unserer Ansicht bedeutet eine Ziege, insbesondere ein weibliches Tier, für einen ernsthaften Tierbesitzer eine gute Geldanlage und unschlagbare Vorzüge.«

»Ist das hier ein weibliches Tier?« Er hatte inzwischen eine große schwarze Ziege bemerkt, die ruhig mitten in ihrem Käfig stand.

»Ja, das ist ein Weibchen. Eine schwarze nubische Ziege, sehr groß, wie Sie sehen. In diesem Jahr ein ausgesprochener Schlager auf dem Tiermarkt. Wir bieten sie zu einem ungewöhnlich niedrigen Sonderpreis an.«

Rick zog seinen abgegriffenen Sidney-Katalog aus der Tasche und schlug unter Ziegen nach.

»Handelt es sich um ein Bargeschäft?« erkundigte sich der

Verkäufer. »Oder wollen Sie ein gebrauchtes Tier in Zahlung geben?«

»Alles bar.«

Der Verkäufer kritzelte einen Preis auf ein Stück Papier und zeigte es – fast verstohlen – seinem Kunden.

»Zu teuer«, sagte Rick. Er nahm den Zettel und schrieb eine bescheidenere Summe darunter.

»Dafür können wir Ihnen die Ziege unmöglich überlassen«, protestierte der Verkäufer. Er schrieb eine weitere Zahl. »Diese Ziege ist kaum ein Jahr alt, sie hat noch eine lange Lebenserwartung.« Er zeigte Rick das neue Angebot.

»Abgemacht«, sagte Rick.

Er unterzeichnete den Ratenvertrag, zahlte die dreitausend Dollar – seine gesamte Prämie – an und stand wenig später ziemlich benommen bei seinem Schwebewagen, in den ein paar Angestellte der Tierhandlung die Kiste mit der Ziege einluden.

Jetzt besitze ich ein richtiges Tier, sagte er sich. Ein lebendes Tier, kein elektrisches. Zum zweitenmal in meinem Leben!

Die Ausgabe und die eingegangene Verpflichtung machten ihm zu schaffen. Seine Hände zitterten. Ich mußte es tun, sagte er sich. Nach der Erfahrung mit Phil Resch muß ich mein Selbstvertrauen, das Wissen um meine Fähigkeiten, zurückgewinnen.

»Hallo!« begrüßte ihn Iran aus der Küche. Sie richtete gerade das Essen. »Warum heute so spät?«

»Komm mal mit aufs Dach, ich möchte dir etwas zeigen.«

»Du hast ein Tier gekauft!« Sie band sich die Schürze ab, schob sich mit einer Reflexbewegung das Haar zurück und lief ihm nach.

»Du hättest es nicht ohne mich tun sollen«, sagte Iran. »Ich habe ein Recht, bei der Entscheidung über die wichtigste Anschaffung unserer ganzen Ehe ein Wort mitzureden.«

»Es sollte doch eine Überraschung sein.«

»Dann hast du heute eine Prämie verdient«, sagte sie vorwurfsvoll.

»Ja, ich hab' drei Andys erledigt«, sagte Rick. Sie betraten den Lift. »Ich mußte den Kauf abschließen«, fuhr er fort. »Heute ist mir etwas schiefgegangen – es hat mit den Androiden zu tun. Ich hätte nicht weitermachen können, wenn ich nicht ein Tier gekauft hätte.«

Der Lift hatte das Dach erreicht. Er ließ seine Frau ins abendliche Dunkel hinaustreten und auf den Käfig zugehen. Dann schaltete er die Scheinwerfer ein, die allen Hausbewohnern zur Verfügung standen, und richtete sie schweigend auf die Ziege.

»Du lieber Gott!« sagte Iran leise. Sie ging auf den Käfig zu und beugte sich vor. »Ist sie echt?« fragte sie. »Wirklich keine Imitation?«

»Absolut echt«, versicherte er ihr.

»Es ist eine Ziege«, sagte Iran. »Eine schwarze nubische Ziege.«

»Ein Weibchen«, fügte Rick hinzu. »Später können wir sie decken lassen. Wir können sie melken und Käse aus der Milch machen.«

»Können wir sie herauslassen, wo das Schaf immer war?«

»Sie sollte im Käfig bleiben, zumindest für ein paar Tage.«

Iran sagte mit seltsamer Stimme: »Erinnerst du dich noch an das uralte Lied von Strauß ›Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust‹? Weißt du noch, wie wir uns kennenlernten?« Sie legte ihm sanft die Hand auf die Schulter, lehnte sich an ihn und küßte ihn. »Viel Liebe. Und viel Lust.«

»Danke«, sagte er und nahm sie in seine Arme.

»Gehen wir schnell hinunter und danken wir Mercer. Dann können wir wieder heraufkommen und sie gleich taufen – sie muß doch einen Namen haben. Vielleicht findest du auch einen Strick, damit du sie anbinden kannst.« Sie setzte sich in Bewegung.

Ihr Nachbar Bill Barbour stand drüben bei seiner Stute Judy und striegelte sie. Er rief herüber: »Da habt ihr aber eine wirklich hübsche Ziege, herzlichen Glückwunsch! Abend, Mrs. Deckard! Vielleicht bekommt sie Junge. Kann sein, daß ich mein Fohlen gegen zwei Junge eintausche.«

»Danke«, rief Rick zurück und folgte Iran zum Lift.

»Heilt das deine Depression?« fragte er. »Meine niedergedrückte Stimmung ist jedenfalls behoben.«

»Natürlich heilt das meine Depression. Jetzt können wir freimütig zugeben, daß unser Schaf nicht echt ist.«

»Das ist doch nicht nötig«, sagte er vorsichtig.

»Wir können aber«, erwiderte Iran eigensinnig. »Siehst du, nun brauchen wir nichts mehr zu verbergen. Was wir uns schon immer gewünscht haben, ist Wirklichkeit geworden. Es ist wie ein schöner Traum!« Wieder erhob sie sich auf die Zehenspitzen, lehnte sich weich an ihn und küßte ihn. Ihr rascher, unregelmäßiger Atem kitzelte ihn im Nacken. Sie griff schon nach dem Rufknopf. Irgend etwas warnte ihn. Eine innere Stimme veranlaßte ihn zu sagen: »Gehen wir noch nicht in die Wohnung hinunter. Bleiben wir noch ein bißchen oben bei der Ziege. Wir können uns ja einfach hinsetzen, ihr zusehen oder ihr vielleicht etwas zu fressen geben. Für den Anfang hat man mir eine Tüte Hafer mitgegeben. Wir können gemeinsam das Handbuch über Ziegenhaltung lesen, das habe ich auch umsonst mitbekommen. Wir können sie Euphemia nennen.« Doch der Lift war inzwischen heraufgekommen, und Iran stieg schon ein.

»Iran, warte!« rief er.

»Es wäre unmoralisch, jetzt nicht in Dankbarkeit mit Mercer einszuwerden«, sagte sie. »Ich habe heute die Griffe des Kastens genommen und damit meine Depression teilweise überwunden – aber nicht so vollkommen wie jetzt. Aber ich bin immerhin von einem Stein getroffen worden – hier.« Sie zeigte ihm den kleinen dunklen Fleck an ihrem Handgelenk. »Phy-

sisch schmerzt es zwar, aber dafür ist man seelisch vereint. Ich konnte sie alle fühlen, überall auf der ganzen Welt, alle, die im gleichen Augenblick eins wurden.« Sie streckte die Hand aus, damit die Lifttüren nicht zuglitten. »Steig ein, Rick. Es dauert ja nur einen Augenblick. Ich möchte, daß du deine jetzige Stimmung an alle anderen weitergibst, sie mit ihnen teilst – das bist du ihnen schuldig.« Natürlich hatte sie recht. Also stieg er ein und fuhr mit ihr nach unten.

Kaum standen sie im Wohnzimmer vor dem Gefühlskasten, da drückte Iran auch schon auf den Schalter. Ein zunehmendes Glücksgefühl ließ ihr Gesicht aufleuchten. »Ich will es allen mitteilen«, sagte sie. »Einmal ist mir das auch widerfahren. Ich schritt zur Einswerdung, da empfing ich die Gefühle eines anderen, der gerade ein Tier gekauft hatte. Und dann ein andermal ...« Ein dunkler Schatten huschte über ihr Gesicht. »Ein andermal empfing ich den Schmerz eines Menschen, dem sein Tier gestorben war. Du weißt, daß ich ihm keine Freuden mitzuteilen hatte aber heute erreichen wir vielleicht sogar jemanden, der an Selbstmord denkt. Was wir haben, was wir fühlen, könnte ...«

»Sie werden unsere Freude bekommen«, wandte Rick ein, »aber wir verlieren gleichzeitig. Wir tauschen unsere Gefühle gegen die ihren ein. Unsere Freude ist damit vertan.«

Auf dem Schirm des Gefühlskastens erschienen nun huschende Streifen heller Farbe ohne jede Form. Iran holte tief Luft und ergriff fest die beiden Kontakte. »Nein, was wir fühlen, verlieren wir eigentlich nicht, wir müssen uns nur darauf konzentrieren. Du warst nie sehr für die Einswerdung, Rick, nicht wahr?«

»Ich glaube nicht«, murmelte Rick. Aber nun begriff er zum erstenmal, wie wertvoll der Mercerismus für Leute wie Iran sein mußte. Vielleicht hatte sein Erlebnis mit dem Blade Runner Phil Resch eine Schaltung in ihm verändert, einen Nervenstrang geöffnet und einen anderen blockiert. Und vielleicht war

daraus eine Kettenreaktion entstanden.

»Iran«, sagte er eindringlich und zog sie vom Gefühlskasten weg. »Hör mir zu, ich muß mit dir über etwas sprechen, was mir heute geschehen ist.« Er führte sie hinüber zur Couch und setzte sich ihr gegenüber. »Ich bin einem anderen Blade Runner begegnet, den ich noch nie zuvor gesehen hatte. Einem mordlustigen Burschen, der gern umbrachte. Nach kurzem Zusammensein mit ihm sah ich die Andys plötzlich mit anderen Augen. Ich meine, auf meine Art habe ich sie immer schon so gesehen wie er.«

»Kann das nicht warten?« fragte Iran.

Rick fuhr fort: »Ich habe mich getestet, mit einer einzigen Frage nur, und die Sache bestätigt. Ich beginne allmählich, Sympathien für die Androiden zu hegen – stell dir nur vor, was das bedeutet! Du hast heute morgen selbst gesagt: ›Die armen Andys!‹ Du mußt also verstehen, wovon ich spreche. Deshalb habe ich die Ziege gekauft. So war mir noch nie zumute. Vielleicht könnte daraus eine Depression werden wie bei dir. Ich kann verstehen, wie du unter diesem Gefühl leidest. Ich habe immer geglaubt, das mache dir Spaß, und du könntest dieses Gefühl nach Belieben abstellen, wenn schon nicht aus eigener Kraft dann doch zumindest mit Hilfe der Stimmungsorgel. Aber wenn man so bedrückt ist, dann wird einem alles gleichgültig, weil man keinen Wertmaßstab ...«

»Und was ist mit deinem Job?« unterbrach sie ihn scharf. »Mit deinem Job!« wiederholte Iran. »Wie hoch sind die Monatsraten für die Ziege?« Sie streckte ihm fordernd die Hand hin. Unwillkürlich zog er den unterschriebenen Vertrag aus der Tasche und reichte ihn ihr.

»So viel!« sagte sie mit ganz dünner Stimme. »Die Zinsen – du lieber Gott, allein die Zinsen! Und das hast du getan, weil du deprimiert warst. Nicht als Überraschung für mich, wie du zuerst behauptet hast.« Sie gab ihm den Vertrag zurück. »Aber es macht nichts. Ich bin trotzdem froh über die Ziege. Aber sie

ist eine so große wirtschaftliche Belastung.« Sie sah grau im Gesicht aus.

»Ich kann mich in eine andere Abteilung versetzen lassen«, sagte Rick. »Unsere Zentrale bearbeitet zehn oder elf verschiedene Sachen. Diebstahl von Tieren zum Beispiel. Ich könnte mich dorthin versetzen lassen.«

»Aber die Prämien! Die brauchen wir doch, sonst holen sie sich die Ziege wieder zurück.«

»Ich lasse den Vertrag von sechsunddreißig auf achtundvierzig Monate verlängern.« Er zog einen Kugelschreiber und kritzelte rasch ein paar Zahlen auf die Rückseite des Vertrags. »Dann wären es monatlich zweiundfünfzig-fünfzig weniger.«

Das Videophon klingelte.

»Wenn wir nicht heruntergekommen wären«, sagte Rick, »wenn wir oben bei der Ziege geblieben wären, dann hätte uns dieser Anruf nicht erreicht.« Iran trat ans Videophon und sagte: »Wovor hast du denn Angst? Sie werden uns schon die Ziege nicht wegholen wollen – noch nicht!« Sie wollte den Hörer abnehmen.

»Wenn es das Büro ist, dann bin ich nicht hier!« sagte er rasch und lief ins Schlafzimmer.

»Hallo!« meldete sich Iran.

Drei weitere Andys laufen noch herum, dachte Rick. Die hätte ich verfolgen sollen, statt nach Hause zu fahren. Auf dem Bildschirm formte sich so rasch Harry Bryants Gesicht, daß Rick nicht mehr ganz im Schlafzimmer verschwinden konnte. Steifbeinig ging er zum Videophon zurück.

»Ja, er ist hier«, sagte Iran gerade. »Wir haben eine Ziege gekauft. Kommen Sie doch herüber, Mr. Bryant, und sehen Sie sich das Tier an!« Sie schwieg, hörte ihm eine Weile zu und reichte dann Rick den Hörer. »Er will dir etwas mitteilen.« Rasch ging sie hinüber zum Gefühlskasten und packte hastig wieder die Griffe.

Rick stand da, den Hörer in der Hand, und merkte, wie ihr

Geist ihn alleinließ.

Er wurde sich bewußt, wie allein er war. »Hallo«, murmelte er in den Hörer.

»Wir haben einen Hinweis, der sich auf zwei der verbleibenden Androiden bezieht«, sagte Harry Bryant. »Offensichtlich sind sie gewarnt worden – sie halten sich nicht mehr an der Adresse auf, die Dave Ihnen gegeben hat – Augenblick.« Bryant suchte auf seinem Tisch herum, bis er endlich die betreffenden Unterlagen gefunden hatte.

Automatisch suchte Rick nach seinem Kugelschreiber. Er legte sich den Kaufvertrag über die Ziege verkehrt aufs Knie und machte sich zum Mitschreiben bereit.

»Wohngebäude 3967-C«, sagte Inspektor Bryant. »Fliegen Sie so rasch wie möglich hin. Wir müssen annehmen, daß sie über die anderen Bescheid wissen, die Sie erwischt haben. Deshalb sind sie gesetzwidrig geflohen.«

»Gesetzwidrig«, wiederholte Rick. Um ihr Leben zu retten!

»Iran sagt, Sie hätten sich eine Ziege gekauft«, fuhr Bryant fort. »Heute erst? Nach dem Büro?«

»Auf dem Heimweg.«

»Ich komme mir die Ziege ansehen, sobald Sie die übrigen Androiden erledigt haben. Übrigens habe ich gerade mit Dave gesprochen. Ich hab' ihm erzählt, welche Schwierigkeiten Sie dabei hatten. Er läßt Ihnen seine Glückwünsche ausrichten, und Sie sollen vorsichtiger sein. Er sagt, der Typ Nexus-6 sei schlauer, als er angenommen hatte. Er wollte gar nicht glauben, daß Sie drei an einem einzigen Tag erwischt haben.«

»Drei genügt«, sagte Rick. »Ich kann nicht mehr, ich muß mich erst ausruhen.«

»Aber morgen werden sie über alle Berge sein«, sagte Inspektor Bryant.

»So schnell geht das nicht. Sie werden schon noch in der Gegend sein.«

Bryant sagte: »Sie fliegen noch heute abend hin, bevor sie

sich eingenistet haben. Ein so rasches Zuschlagen werden sie nicht erwarten.«

»Klar werden sie das«, widersprach Rick.

»Schlottern Ihnen die Hosen? Nur weil Polokov ...«

»Mir schlottern nicht die Hosen«, unterbrach ihn Rick.

»Was stimmt denn sonst nicht?«

»Okay, ich fliege hin«, sagte Rick und wollte auflegen.

»Melden Sie sich, sobald Sie etwas erreicht haben. Ich bleibe im Büro.«

»Wenn ich sie erwische, kaufe ich mir ein Schaf«, sagte Rick.

»Sie haben doch ein Schaf.«

»Aber ein elektrisches«, sagte Rick und legte auf. Diesmal soll es aber ein echtes Schaf sein, sagte sich Rick.

Seine Frau saß geduckt vor dem schwarzen Gefühlskasten. Ihre Miene drückte Hingerissenheit aus.

Auf dem Bildschirm plagte sich Mercers alte, gebeugte Gestalt bergauf. Plötzlich flog ein Stein an ihm vorbei. Rick schaute zu und dachte: Mein Gott, ich bin in gewisser Weise noch viel schlechter dran als er. Mercer leidet, aber er muß wenigstens nicht gegen sein Gewissen handeln.

Er beugte sich vor und löste sanft beide Hände seiner Frau von den Griffen. Dann nahm er selbst ihren Platz ein – zum erstenmal seit Wochen.

Ein Mann stand vor ihm. In seinen müden, vom Schmerz gezeichneten Augen lag ein besorgter Ausdruck.

»Mercer«, sagte Rick.

»Ich bin dein Freund«, sagte der alte Mann. »Aber du mußt so weitermachen, als ob es mich nicht gäbe. Verstehst du das?« Er breitete die leeren Hände aus.

»Nein«, antwortete Rick. »Das verstehe ich nicht. Ich brauche Hilfe.«

»Wie könnte ich dich retten, wenn ich mich selbst nicht retten kann?« fragte der alte Mann lächelnd. »Siehst du das denn

nicht ein? Es gibt keine Rettung!«

»Und wozu ist dann alles gut?« fragte Rick. »Wofür gibt es dich?«

»Um dir zu zeigen, daß du nicht allein bist«, antwortete Wilbur Mercer. »Ich bin bei dir und werde es immer sein. Geh hin und tu deine Pflicht, selbst wenn du weißt, daß es falsch ist.«

»Warum?« fragte Rick. »Warum soll ich das tun? Ich wandere aus.«

Der alte Mann sagte: »Du wirst das Falsche tun müssen, wo immer du auch bist. Das ist die Grundbedingung des Lebens: daß man stets wider die eigene Natur handeln muß. Jedes lebende Geschöpf sieht sich zu irgendeinem Zeitpunkt dazu gezwungen. Es ist der schwärzeste Schatten über unserem Leben, die letztliche Niederlage der Schöpfung. Hier wirkt sich der Fluch aus, der über allem Leben liegt. Überall im ganzen Universum.«

»Das ist alles, was du mir zu sagen hast?« Ein Stein sauste herbei. Er duckte sich, aber der Stein traf ihn am Ohr. Sofort ließ er die Griffe los und stand nun wieder mitten in seinem Wohnzimmer, neben seiner Frau und dem schwarzen Gefühlskasten. Sein Kopf schmerzte von dem Stein, der ihn getroffen hatte. Er hob die Hand und merkte, wie sich an der Seite seines Schädels Blut sammelte und in großen, hellen Tropfen die Backe herunterlief.

Iran betupfte ihm mit einem Taschentuch das Ohr. »Eigentlich bin ich froh, daß du mich weggezogen hast. Ich halte das nie aus, getroffen zu werden. Danke, daß du den Stein für mich ertragen hast.«

»Ich gehe jetzt«, sagte Rick.

»Dein Auftrag?«

»Drei Aufträge.« Er nahm ihr das Taschentuch aus der Hand und ging zur Tür. Er fühlte sich immer noch benommen und wurde nun auch noch schwindelig. »Viel Glück«, sagte Iran.

»Es hat mir gar nichts geholfen, daß ich diese Griffe gepackt

habe«, sagte Rick. »Mercer hat mit mir gesprochen, aber helfen kann er mir nicht. Er ist nichts weiter als ein alter Mann, der bis zu seinem Tode einen Berg hinaufklettert.«

»Liegt nicht darin die Offenbarung?«

»Das ist mir längst offenbar geworden.« Er öffnete die Tür. »Bis später.« Er trat auf den Flur hinaus und schloß die Wohnungstür hinter sich.

Wohngebäude 3967-C, las er von der Rückseite des Vertrags ab. Das liegt draußen in den Vororten. Heute eine ziemlich verlassene Gegend, überlegte er. Ein recht geeignetes Versteck. Bis auf die Lichter nachts. Danach muß ich mich orientieren, überlegte er. Und danach wird es dann keine mehr geben. Ich werde etwas anderes tun, meinen Lebensunterhalt auf andere Weise verdienen.

Wahrscheinlich wird es mir gar nicht gelingen, sie zu erledigen. Das wurde ihm jetzt klar: Selbst wenn ich es versuche, es wird mir nicht gelingen, ich bin einfach zu müde.

Er erreichte das Dach seines Wohnhauses. Eine Minute später saß er in seinem dunklen Schwebewagen und wählte.

»Rosen-Konzern«, meldete sich eine Telefonistin.

»Rachael Rosen«, sagte er nur.

»Wie bitte, Sir?«

»Verbinden Sie mich mit Rachael Rosen!« knurrte Rick.

»Erwartet Miß Rosen ...«

»Sicher erwartet sie den Anruf.« Er wartete.

Zehn Minuten später tauchte Rachaels kleines, dunkles Gesicht auf dem Schirm auf. »Hallo, Mr. Deckard.«

»Sind Sie im Augenblick sehr beschäftigt, oder können wir miteinander reden?« fragte er. »Sie haben es mir heute angeboten.« Es kam ihm gar nicht so vor, als sei das erst heute gewesen. Nach seinem Gefühl mußte eine ganze Generation vergangen sein, seit er zuletzt mit ihr gesprochen hatte. Vielleicht liegt das an dem Stein, dachte er. Er wischte sich mit dem Ta-

schentuch das immer noch nachsickernde Blut vom Ohr.

»Ihr Ohr ist verletzt«, sagte Rachael. »Eine Schande!«

»Haben Sie wirklich gedacht, ich würde Sie nicht mehr anrufen?« fragte Rick.

»Ich habe Ihnen gesagt, daß Ihnen ohne meine Hilfe einer der Nexus-6 zuvorkommen würde.«

»Sie haben sich geirrt.«

»Sie rufen aber trotzdem an. Soll ich nach San Franzisko kommen?«

»Ja, noch heute abend.«

»Heute ist es schon zu spät. Ich komme morgen. Der Flug dauert eine Stunde!«

»Ich habe Befehl, sie noch heute abend zu erledigen.« Er hielt inne. »Von den acht sind noch drei übrig.«

»Ihre Stimme klingt ganz so, als hätten Sie eine Menge durchgemacht.«

Rick sagte: »Wenn Sie heute abend nicht herkommen, mache ich mich allein auf die Beine und werde wohl nicht in der Lage sein, sie zu erledigen. Ich habe mir gerade eine Ziege gekauft«, fügte er hinzu. »Mit dem Prämiengeld für die drei erledigten Androiden.«

»Ach, ihr Menschen!« Sie lachte. »Ziegen stinken doch furchtbar.«

»Nur Ziegenböcke. Das habe ich in dem Handbuch gelesen, das man mitgeliefert bekommt.«

»Sie scheinen tatsächlich müde zu sein«, sagte Rachael. »Sie sehen ganz erschöpft aus. Ist Ihnen überhaupt klar, was Sie da vorhaben? Sechs Androiden an einem Tag, das hat bisher noch keiner geschafft.«

»Doch – Franklin Powers aus Chicago. Das war vor etwa einem Jahr. Er hat sieben an einem Tag erledigt.«

»Ja, vom überholten Modell McMillan Y-4«, sagte Rachael. »Hier liegt der Fall anders.« Sie überlegte. »Rick, ich schaffe es nicht. Ich hab' noch nicht einmal gegessen.«

»Ich brauche Sie aber«, sagte er und fügte in Gedanken hinzu: Sonst werde ich sterben. Ich weiß es. Mercer wußte es auch. Und ich glaube, auch du weißt es! Und ich verschwende kostbare Zeit damit, daß ich dich anbettle. Einen Androiden kann man nicht bitten.

Rachael sagte: »Tut mir leid, Rick, aber heute abend geht's wirklich nicht mehr. Wir müssen es auf morgen verschieben.«

»Die Rache des Androiden«, murmelte Rick.

»Wie?«

»Weil ich Sie mit dem Voigt-Kampff-Test erwischt habe.«

»Glauben Sie das wirklich?« Ihre Augen wurden riesengroß.

»Auf Wiedersehen«, sagte er und wollte auflegen.

»Hören Sie!« rief Rachael rasch. »Seien Sie doch vernünftig!«

»Euch Nexus-6-Androiden kommen wir Menschen vermutlich unvernünftig vor, weil ihr eben klüger seid.«

»Nein, Sie wollen mich wirklich nicht verstehen.« Rachael seufzte. »Ich merke doch, daß Sie das heute abend gar nicht machen wollen. Sind Sie ganz sicher, daß Sie das wirklich wollen? Daß ich es Ihnen ermögliche, auch noch die übrigen drei Androiden zu erledigen? Oder soll ich Sie lieber dazu überreden, es gar nicht zu versuchen?«

»Kommen Sie nach San Franzisko, dann mieten wir uns ein Hotelzimmer«, sagte er.

»Warum?«

»Ich habe heute etwas gehört«, sagte er heiser. »Etwas über gewisse Situationen zwischen einem männlichen Menschen und einem weiblichen Androiden. Kommen Sie heute abend nach San Franzisko, dann lasse ich die übrigen Androiden laufen.«

Sie betrachtete ihn, dann sagte sie unvermittelt: »Okay, ich komme. Wo treffen wir uns?«

»Im St. Francis. Das ist das einzige anständige Hotel, das es in der ganzen Gegend noch gibt.«

»Und Sie werden nichts unternehmen, bis ich dort bin.«

»Ich warte in meinem Hotelzimmer«, versprach er. »Ich sehe mir im Fernseher Buster Freundlich an.«

16

Rick Deckard saß in seinem riesigen, prächtig eingerichteten Hotelzimmer und las die beiden maschinengeschriebenen Informationsblätter über die Androiden Roy und Irmgard Baty. Den beiden Beschreibungen waren Telefotos beigefügt, verschwommene 3-D-Bilder in Farbe, auf denen man kaum etwas erkennen konnte. Die Frau sah ganz attraktiv aus. Roy Baty war ein ganz anderer Typ, er wirkte gefährlich.

Ein Apotheker vom Mars, las Rick. Jedenfalls hatte sich der Androide dieses Alibi zugelegt. In Wirklichkeit war er vermutlich ein einfacher Feldarbeiter mit dem Drang zu Höherem.

Träumen Androiden eigentlich? fragte sich Rick. Anscheinend doch. Sonst würden sie nicht gelegentlich ihre Arbeitgeber töten und zur Erde fliehen. Ein besseres Leben, ein Leben in Freiheit, suchen.

In der Beschreibung las er: »Roy Baty verfügt über eine aggressive, selbstsichere Art von Ersatz-Autorität. Er widmete sich mysteriösen Tätigkeiten und organisierte die Massenflucht, die er ideologisch mit der anmaßenden Fiktion von der Heiligkeit des sogenannten androiden ›Lebens‹ zu untermauern suchte. Außerdem entwendete dieser Androide verschiedene Drogen und Medikamente, die eine geistige und seelische Vereinigung fördern. Er experimentierte damit und gab bei seiner Festnahme an, er habe gehofft, damit unter Androiden ein dem Mercerismus ähnliches Gruppenerlebnis herbeizuführen, dessen Androiden sonst nicht fähig sind.«

Dieser Bericht hatte etwas Mitleiderregendes an sich. Ein kalter Androide sucht nach einer Erfahrung, von der er auf Grund eines bewußt eingebauten Defekts ausgeschlossen bleiben muß. Es gelang ihm jedoch nicht, ein persönliches Mitge-

fühl für diesen Roy Baty zu empfinden. Baty hatte versucht, für sich die Erfahrung der Einswerdung zu erzwingen, und als dieses Experiment fehlschlug, war er der Rädelsführer bei der Ermordung mehrerer Menschen und der nachfolgenden Flucht zur Erde.

Heute war die ursprünglich aus acht Mitgliedern bestehende Androiden-Gruppe auf drei Stück zusammengeschmolzen. Diese drei – die Köpfe der illegalen Gruppe – waren ebenfalls zum Untergang verdammt; denn wenn er sie nicht erledigte, würde es eben ein anderer schaffen. Die Zimmertür flog auf.

»Was für ein Flug!« rief Rachael Rosen atemlos und trat ein. Sie trug einen langen schuppenbesetzten Umhang mit dazu passenden Shorts und Büstenhalter. Außer ihrer großen bestickten beutelartigen Tasche trug sie eine Papiertüte in der Hand. »Das ist aber ein hübsches Zimmer!« Sie sah auf ihre Armbanduhr. »Nicht ganz eine Stunde, das ist nicht schlecht. – Hier!« Sie hielt ihm die Tüte hin. »Ich hab' eine Flasche Bourbon gekauft.«

»Der Übelste der acht lebt noch«, sagte Rick. »Der Anführer des ganzen Unternehmens.« Er hielt ihr das Informationsblatt über Roy Baty hin. Rachael stellte die Papiertüte ab und nahm das Blatt Papier.

»Sein Aufenthaltsort ist bekannt?« fragte sie, nachdem sie gelesen hatte.

»Ich weiß die Hausnummer. Das Gebäude liegt draußen in einem Vorort, wo sich vermutlich nur ein paar heruntergekommene Sonderfälle herumtreiben und ihre Art von Leben führen.«

Rachael streckte die Hand aus. »Ich möchte auch die anderen sehen.«

»Beide weiblichen Geschlechts.« Er gab ihr die Blätter. Eins bezog sich auf Irmgard Baty, das andere auf eine gewisse Pris Stratton.

Nach dem ersten Blick auf das Blatt stieß sie ein »Oh!« her-

vor. Sie warf die Blätter auf den Tisch, trat ans Fenster und sah auf die City von San Franzisko hinaus. »Ich fürchte, an der letzten da wirst du dir die Zähne ausbeißen. Vielleicht auch nicht. Vielleicht ist es dir egal.« Sie war bleich geworden, und ihre Stimme bebte.

»Was murmeln Sie da?« fragte er, nahm die Blätter wieder auf und suchte vergeblich nach der Stelle, die Rachael Rosen so verwirrt hatte.

»Machen wir den Bourbon auf.« Rachael ging mit der Tüte ins Bad, holte zwei Gläser und kam zurück. Sie wirkte immer noch unsicher und zerstreut – und tief in Gedanken versunken.

»Bekommen Sie die Flasche auf?« fragte sie. »Sie ist ein Vermögen wert, das wissen Sie sicher. Kein synthetischer Whisky – er stammt noch aus der Vorkriegszeit und ist echt.«

Er nahm die Flasche, öffnete sie und goß etwas Whisky in zwei Gläser. »Jetzt sagen Sie mir endlich, was los ist!« forderte er.

»Am Videophon haben Sie mir vorhin gesagt, wenn ich nach San Franzisko komme, und zwar heute abend noch, dann lassen Sie die drei restlichen Androiden laufen. ›Wir tun etwas anderes‹, haben Sie gesagt. Jetzt bin ich hier ...«

»Sie müssen mir schon erklären, was Sie daran so aufregt.«

Rachael sah ihn herausfordernd an und sagte: »Ich will wissen, was wir machen werden, statt uns über die letzten drei Nexus-6-Andys die Köpfe zu zerbrechen.« Sie knöpfte ihren Umhang auf und hängte ihn in den Schrank. Zum erstenmal hatte er Gelegenheit, sie genauer zu betrachten.

Wieder mußte er feststellen, wie eigenartig Rachaels Körper proportioniert war. Ihr Kopf wirkte durch die Masse schwarzen Haares groß, aber ihr Körper sah wegen der winzigen Brüste knabenhaft, fast kindlich aus. Ihre großen Augen mit den kunstvoll gepflegten Wimpern waren jedoch wieder die einer erwachsenen Frau. Rachael stand ein wenig nach vorn gebeugt da, die Arme, an den Ellbogen leicht angewinkelt, hingen ihr

zu beiden Seiten herab – so mag ein müder Jäger der Cro-Magnon-Rasse nach einem langen Tag dagestanden haben, überlegte er.

Rachael war nach keltischem Vorbild entworfen worden, anachronistisch und attraktiv zugleich. Die kurzen Shorts gaben lange, neutrale, nicht aufreizende Beine ohne verführerische Rundungen frei. Der Gesamteindruck war jedoch gut.

Eindeutig der eines jungen Mädchens, nicht einer Frau – bis auf die ruhelosen, wissenden Augen.

Er nippte an dem Whisky. Seine Kraft, den echten, starken Geschmack und Geruch, war er gar nicht mehr gewöhnt. Der erste Schluck bereitete ihm Schwierigkeiten. Rachael dagegen trank ihren Whisky wie Wasser.

Sie setzte sich auf die Bettkante und strich gedankenlos die Decke glatt. Ihr Gesichtsausdruck wirkte jetzt niedergeschlagen und verstimmt.

»Was ist denn los?« fragte er und nahm ihre Hand. Sie fühlte sich kalt und ein wenig feucht an. »Was hat Sie so aufgeregt?«

Das Sprechen bereitete Rachael Mühe. »Dieser letzte verdammte Androide vom Typ Nexus-6 – es ist dieselbe Ausführung wie ich.« Sie starrte auf die Bettdecke.

»Ist Ihnen an der Beschreibung nichts aufgefallen? Sie paßt genausogut auf mich. Vielleicht trägt sie ihr Haar anders und kleidet sich etwas anders, möglich, daß sie sich sogar eine Perücke gekauft hat. Aber wenn Sie sie erst einmal sehen, werden Sie mich verstehen.« Sie lachte sarkastisch. »Gut, daß unsere Firma zugegeben hat, daß ich ein Andy bin. Sie wären sonst vielleicht beim Anblick von Pris Stratton verrückt geworden – oder hätten sie für mich gehalten.«

»Warum bedrückt Sie das so sehr?«

»Himmel, ich werde doch dabei sein, wenn Sie sie erledigen!«

»Vielleicht nicht. Vielleicht finde ich sie gar nicht.«

Rachael sagte: »Ich weiß, wie ein Nexus-6 denkt. Deshalb

bin ich ja hier. Nur deshalb kann ich Ihnen helfen. Sie stecken alle beisammen, diese letzten drei. Sie klammern sich an diesen Verrückten, der sich Roy Baty nennt. Er wird bei dem letzten Kampf ums nackte Überleben ihr führender Kopf sein.« Ihre Lippen zuckten. »Herr im Himmel!« flüsterte sie.

»Kopf hoch!« sagte er, faßte ihr unter das Kinn und hob ihren Kopf, bis sie ihn ansehen mußte. Wie mag es wohl sein, einen Androiden zu küssen? fragte er sich. Er beugte sich ein wenig vor und küßte ihre trockenen Lippen. Es folgte keine Reaktion. Rachael blieb gleichgültig, als berühre sie ein Kuß gar nicht.

»Wenn ich das nur vorher gewußt hätte«, sagte Rachael. »Dann wäre ich nie hierhergekommen. Ich glaube, Sie verlangen zu viel von mir. Wissen Sie, was ich gegenüber diesem Androiden, dieser Pris, empfinde?«

»Ein empathisches Gefühl.«

»Etwas Ähnliches. Ich identifiziere mich mit ihr – da haben wir's! Mein Gott, was daraus noch werden kann – im allgemeinen Durcheinander werden Sie vielleicht nicht sie, sondern mich erledigen. Und sie kann nach Seattle zurückfliegen und mein Leben leben. So etwas habe ich noch nie empfunden.«

»Ameisen empfinden so etwas nicht«, sagte er. »Und die sind physisch völlig identisch.«

»Ameisen empfinden überhaupt nichts. Punktum!«

»Oder eineiige menschliche Zwillinge. Sie ...«

»Aber sie identifizieren sich miteinander. Wie ich gehört habe, verbindet sie ein gefühlsmäßiges Band.« Sie erhob sich und ging ein wenig unsicher zur Whiskyflasche, füllte ihr Glas und trank es wieder sehr rasch leer. Eine Weile wanderte sie im Zimmer umher, dann setzte sie sich wieder wie zufällig neben ihn aufs Bett, schwang die Beine hoch und legte sich in die Kissen zurück. Sie seufzte.

»Lassen wir die drei Andys.« Ihre Stimme klang sehr müde. »Ich bin ganz erschöpft, vermutlich von der Reise. Und von

allem, was ich heute erfahren habe.« Sie schloß die Augen und murmelte: »Wenn ich sterbe, werde ich vielleicht wiedergeboren, sobald der Rosen-Konzern die nächste Serie meines Modells auflegt.« Sie schlug die Augen wieder auf und blitzte ihn zornig an. »Wissen Sie überhaupt, warum ich hergekommen bin? Warum Eldon und die anderen echten Angehörigen der Familie Rosen wünschten, daß ich Sie unterstütze?«

»Vermutlich, um zu beobachten«, sagte er, »was den Nexus-6 beim Voigt-Kampff-Test bloßstellt.«

»Beim Test und auch sonst. Ich soll alles feststellen, was einen Nexus-6 vom Menschen unterscheidet. Nach meinem Bericht will die Gesellschaft dann die DNS-Faktoren des Zygotenbades abändern – so entsteht der Nexus-7. Und wenn der geschnappt wird, ändern wir wieder ab, bis die Firma schließlich einen Typ herausbringen kann, der nicht mehr entdeckt werden kann.«

»Kennen Sie den Boneli-Bogenreflex-Test?« fragte Rick.

»Wir arbeiten ebenfalls mit Spinalganglien. Eines Tages wird auch der Boneli-Test museumsreif und vergessen sein.«

Ihr harmloses Lächeln bildete einen seltsamen Kontrast zu ihren Worten. Er konnte nicht mehr feststellen, wie ernst sie es meinte. Sie redete im Plauderton über Dinge, die die Welt erschüttern konnten.

Mehr noch: Rachael begann ihn zu necken. Unmerklich war sie vom Klagelied über ihre Lage dazu übergegangen, ihn wegen seiner Situation zu sticheln.

»Der Teufel soll dich holen!« sagte er laut.

Rachael lachte. »Ich bin betrunken. Ich kann gar nicht mehr mitgehen. Wenn du jetzt gehst ...« Sie machte eine verabschiedende Handbewegung und schien gar nicht zu bemerken, daß sie jetzt auch die vertrauliche Anrede verwendete. »Ich bleib hier und schlafe. Du kannst mir ja später erzählen, wie es gewesen ist.«

»Dazu dürfte es wohl kaum kommen, weil Roy Baty mich

festnageln wird.«

»Aber ich kann dir nicht mehr helfen, weil ich betrunken bin. Außerdem kennst du die Wahrheit. Ich bin nur ein Beobachter und werde keinen Finger zu deiner Rettung rühren; mir ist es gleichgültig, ob Roy Baty dich festnagelt oder nicht.« Ihre Augen wurden rund und groß. »Mein Gott, jetzt werde ich schon meinetwegen empathisch! Sieh mal, wenn ich zu diesem heruntergekommenen Wohnhaus draußen in der Vorstadt mitgehe ...« Sie streckte die Hand aus und spielte mit einem seiner Hemdknöpfe; mit lässigen Handbewegungen begann sie sein Hemd aufzuknöpfen. »Ich wage es gar nicht, weil Androiden untereinander keine Loyalität fühlen. Also weiß ich, daß mich diese verdammte Pris Stratton erledigen wird, um meine Stelle einzunehmen. Siehst du? Zieh deinen Rock aus.«

»Warum?«

»Damit wir zu Bett gehen können.«

»Ich habe eine schwarze nubische Ziege gekauft«, sagte er. »Ich muß die drei anderen Andys erledigen. Ich muß meinen Auftrag abschließen und dann zu meiner Frau nach Hause gehen.« Er stand auf und ging um das Bett herum zu dem Tischchen, auf dem die Whiskyflasche stand. Vorsichtig goß er sich einen zweiten Drink ein und stellte dabei fest, daß seine Hand nur ganz leicht zitterte.

Wie er so dastand, wurde ihm plötzlich klar, daß er sich vor dem Anführer der Androidengruppe fürchtete. Alles hing von Baty ab – er war von Anfang an der führende Kopf gewesen.

Bei diesem Gedanken nahm seine Angst noch zu. Sie schnürte ihm fast die Kehle ab, nachdem er sich erst einmal bewußt damit beschäftigte.

»Ohne dich kann ich jetzt nicht mehr losgehen«, sagte er zu Rachael. »Allein kann ich nicht einmal mehr diesen Raum verlassen. Polokov verfolgte mich; auch Garland machte sich praktisch über mich her.«

»Und du glaubst, Roy Baty wird dich suchen?« Sie setzte ihr

Glas ab, beugte sich vor, griff nach hinten und löste ihren Büstenhalter. Mit einer geschickten Bewegung streifte sie ihn ab. Dann stand sie schwankend da. Mit schwerer Zunge sagte sie: »In meiner Handtasche hab' ich einen Mechanismus, den unsere automatische Fabrik auf dem Mars als Notsch ...« Sie verzog das Gesicht. »Als Notsicherung herstellt, für die Routineüberprüfung eines neuproduzierten Andys. Hol's doch mal 'raus, das Ding. Sieht wie 'ne Auster aus. Wirst es schon sehen.« Unterdessen schleuderte Rachael ihre Schuhe weg und zog den Reißverschluß ihrer Shorts auf. Sie balancierte auf einem Bein, fing das herabgleitende Kleidungsstück mit der großen Zehe auf und schleuderte es quer durchs Zimmer. Dann ließ sie sich aufs Bett fallen, drehte sich um, tastete nach ihrem Glas und stieß es versehentlich auf den teppichbelegten Fußboden.

»Verdammt«, murmelte sie und stand wieder schwankend auf.

»Ist es das?« Er hielt einen runden metallischen Gegenstand mit einigen Druckknöpfen hoch.

»Damit wird ein Androide bewegungsunfähig gemacht«, sagte Rachael mit geschlossenen Augen. »Jedenfalls für einige Sekunden. Es unterbricht die Atmung. Deine auch, aber ein Mensch hält es ein paar Sekunden lang ohne Luftholen aus und bleibt dabei bewegungsfähig. Sogar Minuten. Aber der Vagusnerv eines Andy ...«

»Ich weiß.« Er richtete sich auf. »Das autonome Nervensystem eines Androiden reagiert auf Unterbrechungen nicht so flexibel wie das unsere. Aber du sagst ja selbst, daß das höchstens fünf oder sechs Sekunden lang wirkt.«

»Lange genug«, murmelte Rachael, »um dir das Leben zu retten.

»Siehst du ...« Sie setzte sich auf und öffnete die Augen. »Sollte Roy Baty hier hereinkommen, dann hältst du das Ding in der Hand und drückst auf den Knopf da oben. Und während Roy Baty wie angefroren dasteht, keine Luft bekommt und

seine Gehirnzellen schon zerstört werden, kannst du ihn mit dem Laserrohr erledigen.«

»Du hast auch ein Laserrohr in deiner Handtasche.«

»Eine Nachahmung.« Sie gähnte. »Androiden dürfen keine Laserwaffen tragen.« Wieder schlossen sich ihre Augen.

Er trat ans Bett.

Rachael rutschte hin und her, drehte sich schließlich auf den Bauch und vergrub das Gesicht ins Bettuch. Dumpf stellte sie fest: »Das hier ist ein sauberes, vornehmes, jungfräuliches Bett. Nur saubere, vornehme Mädchen, die ...« Sie dachte angestrengt nach. »Androiden können keine Kinder bekommen. Ist das eigentlich ein Nachteil?« Er zog sie vollends aus und fühlte ihre blassen, kalten Hüften.

»Ist es ein Nachteil?« wiederholte Rachael. »Ich weiß es wirklich nicht. Ich kann's mir auch nicht vorstellen. Wie ist das, ein Kind zu bekommen? Was für ein Gefühl ist das Geborenwerden überhaupt? Wir werden nicht geboren; wir wachsen nicht auf, wir sterben nicht an Krankheit und Alter, sondern wir nutzen uns einfach ab wie Ameisen. Wieder die Ameisen. Ja, so sind wir. Nicht du – ich meine mich. Auf Reflexe reagierende Maschinen aus Chitin, die nicht richtig lebendig sind.« Sie drehte ihren Kopf zur Seite und sagte vernehmlicher: »Ich lebe nicht! Du liegst nicht mit einer Frau im Bett. Sei also nicht enttäuscht, okay? Hast du schon mal einen Androiden geliebt?«

»Nein«, antwortete er, band den Schlips ab und zog sein Hemd aus.

»Ich habe gehört – man hat mir gesagt –, es ist täuschend echt, wenn man nicht zuviel darüber nachdenkt. Aber wenn du zuviel denkst, überlegst, was du da tust, dann mußt du aufhören.«

Er beugte sich vor und küßte ihre bloße Schulter.

»Danke, Rick«, sagte sie undeutlich. »Aber vergiß nicht: Nie denken, einfach tun. Betrachte die Sache nicht philosophisch, denn vom philosophischen Standpunkt aus ist es grausig – für

uns beide.«

Er sagte: »Nachher will ich mich trotzdem nach Roy Baty umsehen. Ich brauche dich wirklich dabei. Ich weiß, daß du das Laserrohr mitgebracht hast, weil ...«

»Weil du glaubst, ich werde damit einen der Andys erledigen?«

»Ich glaube trotz allem, was du vorhin gesagt hast, daß du mir helfen wirst, so gut du kannst. Sonst lägst du jetzt nicht bei mir im Bett.«

»Ich liebe dich«, sagte Rachael. »Würde ich einen Raum betreten und ein Sofa mit deinem Fell darauf vorfinden, so gäbe das auf dem Voigt-Kampff-Gerät einen weiten Ausschlag.«

Rick knipste das Licht neben dem Bett aus und dachte: Irgendwann heute abend werde ich einen Nexus-6 erledigen, der haargenau so aussieht wie dieses nackte Mädchen. Du lieber Himmel – es ist genauso gekommen, wie Phil Resch gesagt hat. Erst damit schlafen. Dann umbringen.

»Ich kann nicht«, sagte er und trat vom Bett zurück.

»Ich wollte, du könntest es tun«, sagte Rachael. Ihre Stimme schwankte.

»Nicht deinetwegen, sondern wegen Pris Stratton. Weil ich sie erledigen muß.«

»Wir sind nicht gleich. Mir ist Pris Stratton gleichgültig. Hör mir mal zu.« Rachael drehte sich im Bett um und setzte sich auf. »Wenn du mit mir schläfst, erledige ich Pris Stratton. Einverstanden? Ich halte es einfach nicht aus, so nahe dran zu sein, und dann ...«

»Danke«, sagte er. Ein echtes Gefühl der Dankbarkeit stieg in ihm auf und saß ihm wie ein Kloß in der Kehle. Zwei, dachte er. Jetzt muß ich nur noch zwei erledigen – nur die beiden Batys.

»Verdammt, komm schon ins Bett!« sagte Rachael. Er stieg ins Bett.

17

»Du hast da ein gutes Geschäft gemacht!« rief Rachael, nachdem sie die Dusche abgedreht hatte. Tropfnaß, das volle schwarze Haar von einem Gummiband zusammengehalten, die Haut rosig gefärbt, erschien sie in der Badezimmertür. »Wir Androiden haben keine Kontrolle über unsere physischen und sinnlichen Leidenschaften. Wahrscheinlich weißt du das. Nach meiner Meinung hast du mich ausgenutzt.« Aber wirklich böse schien sie nicht zu sein. Im Gegenteil. Sie benahm sich so fröhlich und echt menschlich wie irgendein Mädchen aus seiner Bekanntschaft. »Müssen wir diese drei Andys wirklich heute nacht noch aufspüren?«

»Ja«, antwortete er.

Sie schlang sich ein riesiges Badetuch um den Leib und fragte: »Hat es dir Spaß gemacht?«

»Ja.«

Rachael fragte: »Weißt du eigentlich, wie lange ein humanoider Roboter wie ich zu leben hat? Ich existiere jetzt seit zwei Jahren. Was glaubst du wohl, wieviel Zeit mir noch bleibt?«

Nach kurzem Zögern sagte er: »Ungefähr zwei weitere Jahre.«

»Dieses Problem haben sie nie lösen können. Ich meine die Erneuerung der Zellen – eine automatische oder wenigstens halbautomatische Zellerneuerung. Nun, so ist das eben.«

Energisch begann sie sich zu frottieren. Ihr Gesicht war ausdruckslos geworden.

»Tut mir leid«, murmelte Rick.

»Teufel!« sagte Rachael. »Mir tut's leid, daß ich davon angefangen habe. Es hält die Menschen jedenfalls davon ab, davonzulaufen und mit einem Androiden zusammenzuleben.«

Sie zogen sich an. Dann fuhren die beiden, ohne viel miteinander zu reden, zum Dach hinauf, wo ein Parkwächter den

Schwebewagen bewachte.

Als sie zu den Vororten von San Franzisko hinausflogen, bemerkte Rachael: »Was für eine schöne Nacht.«

»Meine Ziege schläft jetzt vermutlich«, sagte er. »Aber vielleicht sind Ziegen auch Nachttiere. Manche Tiere schlafen überhaupt niemals. Wenn du sie ansiehst, sehen sie dich auch immer an. Und erwarten Futter von dir.«

»Was für eine Frau hast du eigentlich?«

Er gab ihr keine Antwort.

»Hast du ...«

»Wenn du kein Androide wärst«, unterbrach er sie, »wenn ich dich rechtmäßig heiraten könnte, würde ich es tun.«

Rachael sagte: »Oder wir könnten in Sünde miteinander leben – nur lebe ich eben gar nicht.«

»Nach dem Gesetz nicht. In Wirklichkeit schon. Biologisch gesehen. Du bestehst nicht wie ein nachgemachtes Tier aus Transistoren, elektrischen Stromkreisen und Batterien, du bist ein organisches Wesen.« Ich bin am Ende, sagte er sich – als Blade Runner. Nach den beiden Batys werde ich keine Androiden mehr erledigen. Nicht nach dem heutigen Abend.

»Du siehst so traurig aus«, sagte Rachael.

Er streckte die Hand aus und streichelte ihre Wange.

»Du kannst nicht mehr länger Androiden jagen«, sagte sie sehr ruhig. »Sei also nicht traurig, bitte.« Er starrte sie an.

»Kein Blade Runner hat jemals weitergemacht, wenn er mit mir zusammen war. Bis auf einen. Ein durch und durch zynischer Mann: Phil Resch. Der ist verrückt, er arbeitet auf eigene Faust.«

»So ist das also«, sagte Rick und fühlte sich wie gelähmt.

Rachael fuhr fort: »Aber wir machen diese Fahrt nicht umsonst. Du wirst einen großartigen, geistig hochstehenden Mann kennenlernen.«

»Roy Baty«, sagte er. »Kennst du sie alle?«

»Ich kannte sie alle, als es sie noch gab. Jetzt kenne ich noch

drei davon. Wir haben heute morgen, als du dich mit Dave Holdens Liste auf den Weg machtest, versucht, dich daran zu hindern. Ich hab's noch einmal versucht, kurz bevor Polokov zu dir stieß. Aber dann konnte ich nur noch warten.«

»Bis ich weich genug war, dich anzurufen.«

»Luba Luft und ich waren zwei Jahre lang sehr eng befreundet. Wie hat sie dir gefallen?«

»Ich habe sie sehr gern gehabt.«

»Und trotzdem umgebracht.«

»Phil Resch hat sie getötet.«

»Ach – Phil ist also mit dir zum Opernhaus zurückgeflogen. Das wußten wir nicht. Ungefähr zu diesem Zeitpunkt riß unser Kontakt ab. Wir wußten nur, daß sie getötet worden war, und nahmen natürlich an, daß du sie erledigt hast.«

»Daves Notizen entnehme ich, daß ich auch allein weitermachen und Roy Baty erledigen kann«, sagte er. »Aber nicht Irmgard Baty.« Und nicht Pris Stratton, fügte er in Gedanken hinzu. Nicht einmal jetzt, wo er alles wußte.

»Was sich im Hotel abgespielt hat, war also alles nur ...«

Rachael unterbrach ihn: »Unsere Firma wollte die Blade Runner hier und in der Sowjetunion erreichen. Das schien auch zu funktionieren – aus Gründen, die ich nicht ganz verstehe. Hier machen sich anscheinend wieder unsere Schwächen bemerkbar.«

»Ich bezweifle, daß es so oft und so gut funktioniert, wie du behauptest«, sagte er mit belegter Stimme.

»Es hat aber bei dir geklappt.«

»Wir werden ja sehen.«

»Ich weiß es jetzt schon«, behauptete Rachael. »Ich wußte es, als ich dein Gesicht sah.«

»Wie oft hast du das schon gemacht?«

»Ich weiß es nicht mehr. Sieben- oder achtmal. Nein, ich glaube, es waren neun.« Sie – vielmehr es – nickte. »Ja, neunmal.«

»Das ist eine altmodische Idee«, sagte er.

»Wie bitte?« fragte Rachael überrascht.

Er schob die Steuersäule nach vorn und setzte zum Gleitflug an. »So kommt es mir jedenfalls vor. Ich werde dich töten und dann allein die beiden Batys und Pris Stratton aufsuchen.«

»Deshalb landest du?« Beklommen und hastig fuhr sie fort: »Das ist strafbar. Ich bin das rechtmäßige Eigentum unserer Firma. Ich bin kein entflohener Androide, der illegal vom Mars hergekommen ist. Du kannst mich nicht mit den anderen in einen Topf werfen.«

»Aber wenn ich dich töten kann, kann ich auch die anderen töten.«

Sie tastete nach ihrer Handtasche, suchte hektisch darin herum und gab es auf. Wütend fluchte sie: »Der Teufel soll diese Handtasche holen! Ich finde darin nie etwas. Wirst du mich wenigstens auf eine Art und Weise töten, die nicht schmerzt! Versprich es mir, ich werde mich auch nicht wehren, okay?«

»Jetzt verstehe ich, was Phil Resch mir gesagt hat«, murmelte Rick. »Wenn er das durchgemacht hat, ist ihm daraus kein Vorwurf zu machen. Das hat ihn verdreht gemacht.«

»Aber in die falsche Richtung.« Rachael machte jetzt einen gefaßteren Eindruck. Innerlich war sie aber immer noch verzweifelt und verkrampft. Nur das dunkle Feuer schwand dahin, die Lebenskraft wich von ihr, wie er es schon so oft bei anderen Androiden beobachtet hatte.

»Ich ertrage es einfach nicht, wie Androiden sich selbst aufgeben!« sagte er wütend.

Der Schwebewagen näherte sich bedenklich dem Boden. Er mußte das Steuer ruckartig anziehen, um einen Absturz zu vermeiden. Er bremste und brachte ihn schaukelnd zum Stehen. Dann schaltete er den Motor aus und zog sein Laserrohr.

»In den Hinterhauptknochen, dicht am Genickansatz«, sagte Rachael. »Bitte!« Sie wandte sich ab, um nicht ins Laserrohr sehen zu müssen.

Rick streckte das Laserrohr weg und sagte: »Ich bringe nicht fertig, was mir Phil Resch geraten hat.« Er ließ den Motor wieder an. Einen Augenblick später waren sie erneut gestartet.

»Wenn du's schon tun willst, dann tu's bitte jetzt gleich«, sagte Rachael. »Laß mich nicht so lange warten.«

»Ich werde dich nicht töten.« Er schlug wieder die Richtung zur Innenstadt ein. »Du hast deinen Schwebewagen auf dem St. Francis-Hotel, wie? Ich setze dich dort ab, dann kannst du nach Seattle zurückfliegen.« Mehr hatte er ihr nicht zu sagen. Schweigend fuhr er weiter.

»Danke, daß du mich verschont hast«, sagte Rachael nach einer Weile.

»Ach, du hast ja selbst gesagt, daß du nur noch zwei Jahre zu leben hast. Ich hab' noch fünfzig. Ich werde noch fünfundzwanzigmal so lange leben wie du.«

»Aber für das, was ich getan habe, verachtest du mich jetzt.« Die Unsicherheit fiel von ihr ab. Ihre Stimme wurde lebhafter. »Es ist bei dir nicht anders als bei den Blade Runner, die vor dir dran waren. Sie werden jedesmal wild und reden davon, daß sie mich töten wollen, aber wenn es soweit ist, bringen sie es doch nicht fertig. Genau wie du jetzt!« Sie zündete sich eine Zigarette an und tat einen genießerischen Zug. »Du begreifst doch, was das bedeutet, wie? Du wirst nicht mehr fähig sein, Androiden zu erledigen. Das gilt nicht nur für mich, sondern auch für die beiden Batys und für Pris Stratton. Geh lieber nach Hause zu deiner Ziege und ruh dich aus!«

Er schwieg.

»Diese Ziege«, fuhr Rachael fort. »Du hängst mehr an dieser Ziege als an mir. Wahrscheinlich auch mehr als an deiner Frau. Zuerst die Ziege, dann die Ehefrau, und ganz zuletzt ...« Sie lachte fröhlich auf. »Da kann man wirklich nur noch lachen.«

Sie setzten ihren Weg eine Weile schweigend fort, dann suchte Rachael umher, fand das Radio und schaltete es ein.

»Ausschalten«, sagte Rick.

»Buster Freundlich und seine freundlichen Freunde ausschalten? Jetzt kommen doch Busters sensationelle Enthüllungen – bald jedenfalls.« Sie beugte sich, bis sie im Widerschein des Radios ihre Uhr ablesen konnte. »Gleich ist es soweit. Er redet schon lange davon, macht alle gespannt, seit ...«

Rick schaltete das Radio aus. »Oscar Scruggs, die Stimme eines intelligenten Mannes«, sagte er.

Rachael beugte sich sofort vor und schaltete das Radio wieder ein. »Ich will das aber hören. Unter allen Umständen! Es ist sehr wichtig, was Buster Freundlich in seiner heutigen Sendung zu sagen hat!«

18

»Bring meine übrigen Sachen herauf, J. R.«, befahl Pris. »Vor allen Dingen den Fernseher, damit wir Busters Verlautbarungen hören.«

»Ja, den Fernseher brauchen wir wirklich«, stimmte ihr Irmgard Baty aufgeregt zu. »Auf die Sendung heute abend warten wir schon lange, und sie fängt bald an.«

Isidore sagte: »Mit meinem Gerät kann man auch den Regierungssender empfangen.«

Abseits, in einer Ecke des Wohnzimmers, hatte sich Roy Baty in einem weichen Sessel ausgestreckt. Er rülpste und sagte in geduldigem Ton: »Wir wollen Buster Freundlich und seine freundlichen Freunde sehen, Isi. Oder hörst du es lieber, wenn ich dich J. R. nenne? Jetzt, wo wir alle in einem Boot sitzen, können wir auch du zueinander sagen. – Hast du kapiert? Dann geh und hol den Fernseher herauf.«

Isidore schritt allein durch den leeren, hallenden Flur zur Treppe. Ihn beflügelte eine tiefe Zufriedenheit, das herrliche Gefühl, zum erstenmal in seinem Leben nützlich zu sein.

Wenige Minuten später war er mit dem schweren Gerät

oben. Seine Finger schmerzten, als er es auf den Kaffeetisch stellte. Gleichgültig sahen ihm Pris und die Batys zu.

»Hier haben wir einen guten Empfang«, keuchte er, während er den Apparat zurechtrückte und die Zuleitung und die Antenne einstöpselte.

»Als ich noch Buster Freundlich und seine ...«

»Schalt nur das Gerät ein und halt deinen Mund!« unterbrach ihn Roy.

»Jawohl, Freunde, jetzt ist es soweit! Hier ist wieder euer Buster Freundlich! Ich hoffe, ihr seid genauso gespannt wie ich, eine Meldung zu hören, eine Entdeckung mit mir zu teilen, die ich gemacht habe. Sie wurde übrigens in den vergangenen Wochen von geschulten Fachkräften überprüft und bestätigt. Also, Freunde – aufgepaßt! Los geht's!«

John Isidore sagte: »Ich habe eine Spinne gefunden.«

Die drei Androiden wandten sich für einen Augenblick vom Fernseher ab und ihm zu.

»Zeig mal her«, verlangte Pris und streckte ihre Hand aus.

Roy Baty sagte: »Haltet doch den Mund, wenn Buster dran ist.«

»Ich hab noch nie eine Spinne gesehen«, sagte Pris. Sie umfaßte die Medizinflasche vorsichtig mit beiden Händen und betrachtete das gefangene Tier. »Diese vielen Beine! Wozu braucht sie eigentlich so viele Beine, J. R.?«

»Spinnen sind nun mal so gebaut«, antwortete Isidore. Das Reden fiel ihm schwer, sein Atem ging immer noch stoßweise.

»Acht Beine.« Pris richtete sich auf und sagte: »Soll ich dir sagen, was ich glaube, J. R.? Daß sie gar nicht alle Beine braucht.«

»Acht?« fragte Irmgard Baty. »Warum genügen ihr nicht vier? Schneide vier ab und sieh zu, was geschieht.« Impulsiv öffnete sie ihre Handtasche und holte eine kleine, scharfe Nagelschere hervor. Sie reichte sie Pris.

Unsagbares Entsetzen lahmte J. R. Isidore.

Pris trug die Medizinflasche in die Küche und setzte sich damit an den Frühstückstisch. Sie nahm den Verschluß ab und kippte die Spinne auf den Tisch. »Wahrscheinlich wird sie dann nicht mehr so schnell laufen können«, sagte sie. »Aber hier gibt es für sie ohnehin weit und breit nichts zu fangen. Sie kommt so und so um.« Sie griff nach der Schere.

»Bitte!« sagte Isidore.

Pris warf ihm einen fragenden Blick zu. »Ist sie denn etwas wert?«

»Bitte, nicht verstümmeln!« flehte Isidore verzweifelt.

Pris schnitt der Spinne mit der Schere ein Bein ab.

Drüben im Wohnzimmer dröhnte Busters Stimme aus dem Fernseher: »Seht euch diese Vergrößerung eines Ausschnittes vom Hintergrund genau an. Das ist der Himmel, den ihr für gewöhnlich zu sehen bekommt. Einen Augenblick – Earl Parameter, der Leiter meiner Forschungsabteilung, wird euch diese wahrhaft welterschütternde Entdeckung erläutern!«

Pris schnippte ein zweites Bein ab und hielt die Spinne dabei mit der Handkante fest.

Eine neue Stimme sagte im Fernseher: »Vergrößerungen der Videobilder wurden im Labor einer eingehenden Untersuchung unterworfen. Hier das Ergebnis: Der graue Hintergrund des Himmels und der fahle Mond, vor dem Mercer sich bewegt, ist nicht nur nicht irdisch, sondern sogar künstlich!«

»Ihr versäumt etwas!« rief Irmgard aufgeregt zu Pris herüber. Sie eilte an die Küchentür, sah, was Pris tat und bat: »Mach das doch nachher! Es ist so wichtig, was sie da sagen. Es beweist, daß alles, was wir immer schon geglaubt ...«

»Halt den Mund!« sagte Roy.

»... haben, wahr ist!«

Aus dem Fernseher dröhnte die Stimme: »Der ›Mond‹ ist nur gemalt. Die Vergrößerungen, von denen wir nun eine auf dem Bildschirm zeigen, weisen deutlich Pinselstriche auf. Es gibt sogar gewisse Hinweise darauf, daß die stacheligen Unkräuter

und der kahle, unfruchtbare Boden – unter Umständen sogar die Steine, die von angeblichen Feinden auf Mercer geworfen werden – falsch sind. Es wäre sehr gut möglich, daß diese ›Steine‹ aus weichem Kunststoff bestehen und gar keine echten Wunden verursachen.«

»Mit anderen Worten«, schaltete sich Buster Freundlich ein, »Wilbur Mercer leidet gar nicht.«

Der Chefwissenschaftler sagte: »Schließlich, Buster Freundlich, ist es uns gelungen, einen früheren Trickspezialisten aus Hollywood ausfindig zu machen. Dieser Experte erklärt auf Grund seiner jahrelangen Erfahrung rundheraus, daß ›Mercer‹ sehr wohl ein simpler Schauspieler sein könnte, der über eine Bühne marschiert. Wade Cortot, unser Fachmann aus Hollywood, geht sogar noch einen Schritt weiter und erklärt, die Bühne wiederzuerkennen. Sie gehörte einer einstigen, heute nicht mehr existierenden kleinen Filmgesellschaft, mit der Cortot damals geschäftlich zu tun hatte.«

»Cortots Aussage läßt also kaum noch einen Zweifel offen«, bemerkte Buster Freundlich.

Pris hatte der Spinne inzwischen drei Beine weggeschnitten. Das Tier kroch mühsam über den Küchentisch und suchte nach einem Ausweg, einem Pfad in die Freiheit. Vergebens.

»Um ehrlich zu sein, wir schenken Cortot Vertrauen«, sagte der Chefwissenschaftler mit seiner pedantischen, trockenen Stimme. »Wir haben sehr viel Zeit für die Untersuchung von Werbefotos früherer Schauspieler aufgewandt, die einst von der längst untergegangenen Filmindustrie Hollywoods beschäftigt wurden.«

»Und was haben Sie dabei entdeckt?«

»Hört euch das an!« rief Roy Baty. Irmgard starrte fasziniert auf den Bildschirm, und auch Pris hielt mit der Verstümmelung der Spinne inne.

»Mit Hilfe von Tausenden und Abertausenden von Fotos stießen wir auf einen inzwischen sehr alt gewordenen Mann

namens Al Jarry, der in Vorkriegsfilmen eine Reihe kleinerer Rollen spielte. Wir entsandten aus unserem Labor ein Team von Experten in Jarrys Heimatort Fast Harmony in Indiana. Ein Teilnehmer an dieser Expedition wird Ihnen nun berichten, was er dort erlebte.« Stille. Dann eine neue, genauso unangenehme Stimme.

»Das Haus in der Lark Avenue in East Harmony ist verfallen und schäbig. Außer Al Jarry wohnt dort, am Stadtrand, längst kein Mensch mehr. Wir wurden liebenswürdig in sein übelriechendes, vermoderndes, vermülltes Wohnzimmer gebeten. Ich saß Al Jarry gegenüber und forschte vermittels der Telepathie in seinem wirren, mit Erinnerungstrümmern vollgestopften Verstand nach der Wahrheit.«

»Hört! Hört!« rief Roy Baty. Er hockte sprungbereit auf der vordersten Kante seines Sessels.

Der Techniker fuhr fort: »Ich fand heraus, daß der alte Mann tatsächlich eine Serie kurzer 15-Minuten-Video-Filme produzierte, und zwar für einen Auftraggeber, den er nie kennenlernte. Auch unsere Theorie hinsichtlich der ›Steine‹ stimmte: Sie bestanden wirklich aus einem gummiartigen Kunststoff. Das vergossene ›Blut‹ war Ketchup, und nur in einer einzigen Hinsicht hatte Mr. Jarry zu leiden.« Der Techniker lachte mekkernd. »Bei den Aufnahmen mußte er es einen ganzen Tag lang ohne Whisky aushalten.«

Buster Freundlich wandte sein Gesicht wieder den Zuschauern zu.

»Al Jarry! Na so was! Ein alter Mann, der selbst in seinen besten Jahren nie eine Persönlichkeit war, die ihm selbst oder gar uns besonderen Respekt abverlangt hätte. Al Jarry machte einen langweiligen Kurzfilm, eigentlich eine ganze Serie davon, und er weiß bis heute nicht, für wen. Anhänger des Mercerismus haben oft behauptet, Wilbur Mercer sei kein menschliches Wesen, sondern ein Archetyp, eine höhere Existenz, vielleicht gar von einem anderen Stern. Nun, in gewisser Weise

hat sich diese Annahme als richtig erwiesen. Mercer ist kein Mensch, und in Wirklichkeit existiert er überhaupt nicht. Die Welt, in der er einen Hügel erklimmt, ist eine ganz gewöhnliche, billige Theaterbühne in Hollywood, die schon vor Jahren der Müll begraben hat. Und wer hat dem ganzen Sonnensystem dann diesen gigantischen Streich gespielt? Darüber solltet ihr einmal nachdenken, Freunde!«

»Das werden wir vielleicht nie erfahren«, murmelte Irmgard.

Buster Freundlich sagte: »Das werden wir vielleicht nie erfahren. Wir können auch nicht den Zweck dieses Schwindels ergründen. Ja, Freunde – es ist ein Schwindel! Der ganze Mercerismus ist ein einziger, aufgelegter Schwindel!«

»Ich glaube, wir wissen es doch«, sagte Roy Baty. »Es liegt doch auf der Hand. Der Mercerismus entstand ...«

»Aber überlegt euch doch einmal«, fuhr Buster Freundlich fort. »Denkt doch einmal darüber nach, was der Mercerismus bewirkt. Wenn wir den vielen ausübenden Anhängern glauben dürfen, dann vereint dieses Erlebnis ...«

»Es ist eben das Gefühl, das die Menschen besitzen«, warf Irmgard ein.

»... Männer und Frauen des gesamten Sonnensystems zu einer einzigen Einheit. Diese Einheit läßt sich durch ›Mercers‹ sogenannte telepathische Stimme manipulieren. Wohlgemerkt! Ein ehrgeiziger, politisch ausgerichteter Möchtegern-Hitler könnte ...«

»Nein – es ist dieses Gefühl!« rief Irmgard überzeugt. Mit geballten Fäusten schob sie sich in die Küche und baute sich vor Isidore auf. »Soll damit nicht bewiesen werden, daß die Menschen zu etwas fähig sind, was wir nicht können? Ohne den Mercerismus hätten wir nämlich nichts weiter als euer Wort dafür, daß es bei euch wirklich dieses gemeinsame Erlebnis gibt. Was macht die Spinne?« Sie beugte sich über Pris Schulter.

Pris schnitt dem Tier mit der Schere noch ein Bein ab. »Jetzt

sind's vier. Sie will nicht laufen.« Sie stieß die Spinne an. »Aber sie kann noch.«

Roy Baty füllte den Türrahmen aus. Er holte tief Luft und wirkte sehr befriedigt. »Das war's! Buster hat's laut und deutlich ausgesprochen, und fast alle Menschen im ganzen Sonnensystem haben es gehört: Der ganze Mercerismus ist Schwindel! Das ganze empathische Ergebnis ist Schwindel.«

Er betrachtete neugierig die Spinne.

»Sie will einfach nicht laufen«, sagte Irmgard.

»Ich bring sie schon dazu«, sagte Roy, zog sein Mäppchen Streichhölzer heraus und zündete eins an. Er rückte der Spinne mit der Flamme immer näher, bis sie matt davonkroch.

»Ich hatte recht«, sagte Irmgard. »Hab' ich nicht gesagt, daß sie auch mit nur vier Beinen noch laufen kann?« Sie blinzelte Isidore erwartungsvoll an. »Was ist denn los?« Sie legte ihm die Hand auf den Arm. »Du sollst keinen Verlust erleiden. Wir bezahlen dir den Preis, der im – wie heißt das Ding – im Sidney-Katalog steht. Mach doch kein so grimmiges Gesicht. Ist das nicht eine tolle Sache, was sie da über Mercer herausgefunden haben? Diese ganze Untersuchung? He, antworte mir!« Sie stieß ihn ungeduldig an.

»Er ist ganz durcheinander«, sagte Pris. »Er hat nämlich einen Gefühlskasten – drüben im anderen Zimmer. Benutzt du ihn auch, J. R.?«

Roy Baty antwortete für Isidore: »Natürlich benutzt er ihn. Sie alle tun es – oder haben es getan. Vielleicht fangen sie jetzt an, sich Gedanken darüber zu machen.«

»Ich glaube allerdings nicht, daß der Kult des Mercerismus damit zu Ende sein wird«, sagte Pris. »In diesem Augenblick dürfte es allerdings eine Menge recht unglücklicher menschlicher Wesen geben!« Zu Isidore sagte sie: »Wir haben monatelang darauf gewartet. Wir wußten alle, daß Buster eines Tages diesen Trumpf ausspielen würde.« Nach kurzem Zögern fuhr sie fort: »Warum eigentlich nicht? Buster ist schließlich einer

der unseren.«

»Ein Androide«, verdeutlichte Irmgard. »Und niemand weiß es. Ich meine – die Menschen wissen es nicht.«

Pris schnitt der Spinne mit der Schere ein weiteres Bein ab. Dann schob Isidore sie plötzlich beiseite und hob das verstümmelte Geschöpf hoch. Er trug es zum Spülstein und ertränkte es. Gleichzeitig ertränkte er insgeheim auch alle seine Hoffnungen. Sie versanken ebenso schnell wie die kleine Spinne.

»Er ist wirklich aufgeregt«, stellte Irmgard nervös fest. »Mach doch nicht so ein Gesicht, J. R. Warum sagst du nichts?« Sie wandte sich an Pris und ihren Mann: »Das regt mich auf, wie er so an der Spüle steht und kein Wort sagt. Er hat noch keinen Laut von sich gegeben, seit wir den Fernseher eingeschaltet haben.«

»Es liegt nicht am Fernseher, sondern an der Spinne«, sagte Pris. »Hab' ich nicht recht, John R. Isidore? Aber er wird schon darüber hinwegkommen.« Irmgard war inzwischen ins Wohnzimmer hinübergegangen, um den Fernseher auszuschalten.

Roy Baty betrachtete Isidore still-amüsiert. Er sagte: »Isi, jetzt ist alles vorbei – ich meine, für den Mercerismus.« Er holte mit den Fingernägeln die Leiche der Spinne aus dem Ausguß. »Vielleicht war das die letzte Spinne, die noch auf der Erde lebte.« Er überlegte. »In diesem Falle ist auch für die Spinnen alles vorbei.«

»Mir – ist schlecht«, sagte Isidore. Er nahm eine Tasse aus dem Kühlschrank und hielt sie eine Weile in der Hand. Dann fragte er Roy Baty: »Der Himmel hinter Mercer ist nur gemalt? Nicht echt?«

»Du hast doch die Vergrößerungen auf dem Bildschirm gesehen«, sagte Roy. »Die Pinselstriche.«

»Der Mercerismus ist nicht erledigt«, sagte Isidore. Irgend etwas quälte die Androiden, etwas ganz Schreckliches. Vielleicht die Spinne, dachte er.

Vielleicht war es wirklich die letzte Spinne auf der Erde, wie Roy Baty gesagt hatte. Und nun ist es aus mit der Spinne, aus mit Mercer, er sah ringsum in der Wohnung nur Staub und Trümmer, er hörte förmlich, wie alles zu Müll wurde, alles dem endgültigen Chaos sich näherte, dem Nichts, das eines Tages siegen mußte.

Er streckte die Hand aus und berührte die Wand. Der Putz gab nach, graue Teilchen rieselten und stoben davon, Fragmente des Putzes, die aussahen wie der radioaktive Staub draußen. Er setzte sich an den Tisch, und die Stuhlbeine bogen sich wie vom Rost zerfressene Röhren. Rasch stand er wieder auf, setzte die Tasse ab und versuchte, den Stuhl in die ursprüngliche Form zurückzubiegen. Aber der Stuhl löste sich in seinen Händen auf, die Schrauben, mit denen die verschiedenen Teile zusammengehalten waren, rissen aus dem Gewinde und hingen lose im Rahmen. Er sah, wie auf dem Tisch die Keramiktasse zersprang. Tausend feine Sprünge breiteten sich wie Spinnweben darüber aus, und dann fiel ein Stückchen von der Kante der Tasse herunter und gab eine rauhe, unglasierte Bruchstelle frei.

»Was macht er nur?« Er hörte Irmgard Batys Stimme wie aus weiter Ferne. »Er macht alles kaputt. Isidore, aufhören!«

»Ich tue das doch nicht«, sagte er. Dann ging er mit unsicheren Schritten ins Wohnzimmer, weil er allein sein wollte. Er stand vor der durchgesessenen Couch und starrte die gelbe, schmutzige Wand an, wo die toten Fliegen und Käfer, die einmal darüber gekrochen waren, dunkle Flecken hinterlassen hatten. Wieder mußte er an die Spinne denken. Alles hier ist alt, das wurde ihm jetzt klar. Der Verfall hat schon vor langem eingesetzt und wird weitergehen. Die Spinne hat das Regiment übernommen.

Der Boden sackte durch und bildete eine Mulde, in der Teile von Tieren auftauchten: der Kopf einer Krähe; mumifizierte Hände, die vielleicht einmal einem Affen gehört hatten, etwas abseits stand ein Esel, er rührte sich nicht und schien doch zu

leben, zumindest hatte bei ihm die Verwesung noch nicht eingesetzt. Er tat einen Schritt auf das Tier zu und spürte, wie unter seinen Sohlen Knochen wie dürre Äste knackten und splitterten. Aber noch bevor er den Esel erreichte – er gehörte zu den Tieren, die er am meisten liebte – fiel von oben eine blauschwarz schimmernde Krähe herab und ließ sich auf der Nase des gutmütigen Tieres nieder. Nichts tun, rief er laut, aber die Krähe pickte dem Esel blitzschnell die Augen aus. Schon wieder, dachte er, jetzt widerfährt mir das schon wieder. Ich werde lange hier unten zubringen müssen, sagte er sich. Genau wie früher. Es dauert immer sehr lange, weil sich hier nichts verändert. Einmal ist der Punkt erreicht, wo sogar die Verwesung aussetzt.

»Mercer«, rief er laut. »Wo bist du jetzt! Das hier ist die dunkle Gruft der Unterwelt. Ich bin wieder hier unten, aber diesmal bist du nicht bei mir.« Etwas kroch über seinen Fuß. Er kniete nieder und suchte danach – und fand es auch, weil es sich so langsam bewegte. Es war die verstümmelte Spinne, die sich ruckartig auf ihren noch verbliebenen Beinen vorwärts schob. Er hob das Tier auf und setzte es auf seine Handfläche. Die Umkehr hat eingesetzt, dachte er, die Spinne lebt wieder; Mercer muß in der Nähe sein.

Der Wind frischte auf. Er ließ die übrigen Knochen knacken und zerflattern, aber Isidore spürte Mercers Nähe. Komm her, sagte er. Kriech über meinen Fuß oder versuch, mich auf andere Weise zu erreichen, ja? Mercer, komm her, dachte er. Laut rief er: »Mercer!«

Der alte Mann stand vor ihm und sah ihn gütig an.

»Ist der Himmel gemalt?« fragte Isidore. »Sind das wirklich Pinselstriche, die man in der Vergrößerung sieht?«

»Ja«, antwortete Mercer.

»Ich sehe sie aber nicht.«

»Du siehst zu nahe«, sagte Mercer. »Man muß weit von den Dingen entfernt stehen, wie die Androiden. Die haben eine

günstigere Perspektive.«

»Bezeichnen sie dich deshalb als Schwindel?«

»Ich bin nur ein Schwindel«, sagte Mercer. »Sie sind echt. Was sie erforscht haben, ist die Wahrheit. Von ihrem Standpunkt aus bin ich nichts weiter als ein alter, pensionierter Schauspieler namens Al Jarry. Alles was sie entdeckt haben, ist wahr. Es stimmt auch, daß sie mich in meinem Haus interviewten. Ich habe ihnen ausführlich alle ihre Fragen beantwortet.«

»Auch die Sache mit dem Whisky?«

Mercer lächelte. »Auch das stimmt. Sie haben ganze Arbeit geleistet, und von ihrem Standpunkt aus war Buster Freundlichs Enthüllung überzeugend. Es wird ihnen schwerfallen zu begreifen, warum nichts sich verändert hat. Warum du noch da bist und warum ich noch hier bin.« Mercer deutete mit einer weitausholenden Handbewegung auf den kahlen Hügel, die vertraute Umgebung. »Ich habe dich jetzt gerade aus der Unterwelt hochgehoben, und ich werde dich weiter heben, bis du das Interesse verlierst und aufhören willst. Aber du mußt aufhören, nach mir zu forschen, weil ich nie aufhören werde, nach dir zu suchen.«

»Das mit dem Whisky hat mir nicht gefallen«, sagte Isidore. »Das ist erniedrigend.«

»Das liegt nur daran, daß du im Gegensatz zu mir ein Mensch mit hohen moralischen Grundsätzen bist. Ich richte nicht – nicht einmal mich selbst.« Mercer hielt ihm die geschlossene Hand hin. »Bevor ich es vergesse, ich habe hier etwas für dich.« Er öffnete die Finger. Auf seiner Handfläche saß die verstümmelte Spinne, die jetzt alle ihre Beine wieder hatte.

»Danke.« Isidore nahm die Spinne entgegen. Er wollte noch etwas sagen. Da schlug die Alarmglocke an.

Roy Baty fauchte: »Ein Blade Runner ist im Haus! Schnell die Lichter aus. Zieht ihn rasch von dem Gefühlskasten weg. Er muß gleich die Tür aufmachen. Na los – holt ihn schon!«

19

John Isidore blickte auf seine Hände herab, sie umklammerten die beiden Griffe des Gefühlskastens. Während er noch dastand, erlosch das Licht in seinem Wohnzimmer. Er sah, wie drüben in der Küche Pris auf die Tischlampe zustürzte.

»Hör zu, J. R.«, flüsterte ihm Irmgard rauh ins Ohr. Sie hielt ihn an der Schulter gepackt und bohrte ihm erregt ihre Fingernägel in die Haut. »Du mußt an die Tür gehen«, flüsterte sie, »sobald es klopft. Du mußt ihm deinen Ausweis zeigen und sagen, daß außer dir keiner hier ist. Und du mußt den Durchsuchungsbefehl verlangen.«

Pris stand an seiner anderen Seite und wisperte: »Laß ihn nicht herein, J. R. Sag irgend etwas, tu irgend etwas, nur halt ihn auf. Weißt du, was ein Blade Runner tun würde, wenn man ihn hier reinließe? Ist dir klar, was er mit uns machen würde?«

Isidore löste sich von den beiden weiblichen Androiden und tastete sich zur Tür. Als seine Finger die Klinke gefunden hatten, hielt er inne und lauschte. »Hörst du was?« fragte Roy Baty und beugte sich vor. Isidore spürte den Angstgeruch. Isidore öffnete die Tür und strengte seine Augen in dem ungewissen Licht an. Trotz des vielen Staubs war die Luft hier draußen klar. Er hielt immer noch die Spinne in der Hand, die Mercer ihm gegeben hatte. War es wirklich dieselbe Spinne, von der Pris mit Irmgard Batys Nagelschere die Beine abgeschnitten hatte? Wahrscheinlich nicht. Er würde es nie erfahren. Auf jeden Fall aber lebte sie. Sie kroch in seiner Hand umher, ohne ihn zu beißen.

In einem kleinen Hof mit staubigem, welken Unkraut setzte er die Spinne ab. Er spürte, wie sie von seiner Hand wegkroch. So, das wäre erledigt. Er richtete sich wieder auf.

Der Strahl einer Taschenlampe streifte das Gestrüpp. In dem hellen Licht traten die nackten Stengel kahl und drohend hervor. Jetzt sah er auch die Spinne wieder auf einem welken Blatt

sitzen. Sie wenigstens würde davonkommen.

»Was haben Sie da gemacht?« fragte der Mann mit der Taschenlampe.

»Ich habe hier eine Spinne ausgesetzt«, antwortete Isidore und wunderte sich, daß der Mann das nicht gesehen haben sollte.

»Warum nehmen Sie die Spinne nicht mit hinauf in Ihre Wohnung? Nach der Januar-Ausgabe des Sidney-Katalogs haben Spinnen im Einzelhandel um zehn Prozent angezogen. Sie hätten über hundert Dollar dafür bekommen können.«

»Wenn ich sie mit hinaufgenommen hätte, so hätte sie sie wieder zerschnitten, Stück für Stück.«

»So etwas tun nur Androiden«, sagte der Mann. Er griff in seine Manteltasche, zog etwas heraus, klappte es auf und hielt es Isidore unter die Nase.

In dem unsicheren Licht erschien ihm der Prämienjäger als ein mittelgroßer, nicht sonderlich eindrucksvoller Mann. Rundes, glattrasiertes Gesicht wie ein Büroangestellter, pflichtbewußt und freundlich; nach außen hin wirkte er ganz anders, als Isidore ihn sich vorgestellt hatte.

»Ich bin Kriminalbeamter der Polizei von San Franzisko. Mein Name ist Deckard, Rick Deckard.« Der Mann klappte seinen Ausweis wieder zu und steckte ihn in die Manteltasche. »Sind sie jetzt oben? Alle drei?«

»Nun, die Sache ist so«, sagte Isidore. »Ich kümmere mich um sie. Zwei davon sind Frauen. Sie sind die letzten ihrer Gruppe, alle anderen sind tot. Ich habe Pris' Fernseher aus ihrer Wohnung zu mir heraufgebracht, damit sie Buster Freundlich sehen konnte. Buster hat einwandfrei nachgewiesen, daß es Mercer nicht gibt.« Isidore erregte der Gedanke, daß er etwas so Wichtiges wußte, wovon der Blade Runner offenbar noch nichts gehört hatte.

»Gehen wir hinauf«, sagte Deckard. Plötzlich war ein Laserrohr auf Isidore gerichtet. Dann steckte der Mann die Waffe

unschlüssig wieder weg. »Sie sind ein Sonderfall, wie?« fragte er.

»Aber ich habe einen Job. Ich bin Fahrer bei...« Entsetzt merkte er, daß er den Namen vergessen hatte. Dann fiel es ihm wieder ein: »... der Van-Ness-Pet-Tierklinik. Sie gehört Hannibal Sloat.«

Deckard fragte: »Wollen Sie mich hinaufführen und mir zeigen, welche Wohnung es ist? Hier gibt's mehr als tausend Wohnungen. Sie könnten mir viel Zeit ersparen.« Seine Stimme klang schleppend vor Müdigkeit.

»Wenn Sie die drei umbringen, werden Sie nie wieder das Einssein mit Mercer erleben«, sagte Isidore.

»Sie wollen mich also nicht hinaufführen? Wollen mir nicht die Etage zeigen? Sagen Sie mir nur, welcher Stock es ist. Die richtige Wohnung finde ich dann schon allein.«

»Nein«, antwortete Isidore.

»Im Namen des Gesetzes«, begann Deckard, dann hielt er inne. Es hatte keinen Zweck. »Gute Nacht«, murmelte er und ging weg, den Pfad entlang, der ins Haus führte.

»Eine Bewegung, und Sie sind erledigt«, sagte Rick. Das war sicher der männliche Androide, der ihm hier auflauerte. Hart spürte er das Metall des Laserrohrs in seinen Fingern, aber er brachte es nicht fertig, die Waffe zu heben und zu zielen. Sie waren ihm zuvorgekommen, hatten ihn zu früh erwischt.

»Ich bin kein Androide«, sagte die Gestalt. »Mein Name ist Mercer.« Er trat in den matten Lichtschein heraus. »Ich wohne nur wegen Mr. Isidore in diesem Gebäude. Das ist der Sonderfall mit der Spinne – Sie haben sich draußen kurz mit ihm unterhalten.«

»Bleibe ich jetzt vom Mercerismus ausgeschlossen?« fragte Rick. »Wie der Einfaltspinsel behauptet hat? Wegen der Sache, die ich in den nächsten paar Minuten erledigen muß?«

Mercer antwortete: »Mr. Isidore hat nur seine Meinung ausgesprochen, nicht meine. Was Sie hier vorhaben, muß gesche-

hen, das sagte ich bereits.« Er hob den Arm und deutete auf die Treppe hinter Rick. »Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß einer von denen hinter Ihnen ist und zwar etwas tiefer, nicht in der Wohnung. Er ist der gefährlichste von den dreien, Sie müssen ihn deshalb zuerst erledigen.« Die uralte Stimme klang plötzlich kräftiger und warnend.

»Rasch, Mr. Deckard, auf der Treppe!«

Rick fuhr herum, hob das Laserrohr und ging dabei gleichzeitig in die Hocke. Eine Frau huschte die Treppe herauf, auf ihn zu. Er erkannte sie auf den ersten Blick und ließ die Waffe sinken.

»Rachael«, sagte er überrascht. War sie ihm in ihrem Schwebewagen gefolgt? »Fahr zurück nach Seattle«, sagte er. »Laß mich in Ruhe. Mercer hat mir gesagt, daß ich es tun muß.« Und dann erkannte er, daß es doch nicht ganz Rachael war.

»Denke daran, was wir einander bedeutet haben«, sagte der Androide, kam auf ihn zu und streckte die Arme nach ihm aus.

Die Kleidung stimmt nicht ganz, dachte Rick. Aber die Augen! Es sind genau dieselben Augen. Und es gibt noch mehr von dieser Sorte. Ganze Legionen. Er drückte ab, als sie ihm mit einer flehenden Gebärde entgegensank. Der Androide explodierte, Stücke davon flogen herum. Er bedeckte sein Gesicht mit dem Arm, und als er die Augen wieder öffnete, merkte er, daß sie ein Laserrohr in der Hand gehalten hatte. Es rollte gerade auf die Treppe zu, hüpfte von der obersten Stufe auf die nächste und immer weiter hinunter.

Der Gefährlichste von den dreien, so hatte Mercer gesagt. Rick sah über die Schulter und suchte nach Mercer. Der alte Mann war verschwunden. Einer davon ist nicht in der Wohnung, hatte Mercer gesagt. Mercer hat mich gerettet, das wurde ihm klar. Er ist erschienen und hat mir seine Hilfe angeboten. Sie – der Androide – hätte mich sonst erwischt, sagte er sich, wenn Mercer mich nicht gewarnt hätte. Jetzt werde ich auch

den Rest schaffen! Das hier war die schwerste Hürde. Bei den Batys wird alles nur Routine sein – ein schwieriger Brocken, aber nicht so wie hier.

Er stand allein in dem leeren Korridor. Mercer hatte ihn verlassen, denn der Grund für seine Anwesenheit hatte sich erledigt: Rachael – oder besser gesagt Pris Stratton – war erledigt, und nun blieb nichts mehr übrig als er selbst. Aber irgendwo in diesem Gebäude lauerten die Batys. Sie wußten Bescheid. Sie mußten gemerkt haben, was er hier getan hatte. Wahrscheinlich fürchteten sie sich jetzt.

Ihm war klar, daß er den Rest seiner Aufgabe rasch hinter sich bringen mußte. Er rannte den Flur entlang, holte sein Suchgerät heraus und merkte, wie es plötzlich auf Hirnströme ansprach. Er hatte die richtige Wohnung gefunden. Jetzt brauchte er den Apparat nicht mehr. Er warf ihn weg und klopfte an die Tür.

»Wer ist da?« rief drinnen eine Männerstimme.

»Ich bin's, Mr. Isidore«, antwortete Rick. »Laßt mich 'rein, denn ich kümmere mich um euch, und z-z-zwei von euch sind Frauen.«

»Wir machen nicht auf«, sagte eine Frauenstimme.

»Ich will mir aber Buster Freundlich im Fernsehen anschaun«, sagte Rick. »Jetzt wo er bewiesen hat, daß es Mercer nicht gibt, ist es sehr wichtig, alles zu hören, was er sagt. Ich bin Fahrer bei der Van-Ness-Tierklinik, die Mr. Hannibal S-S-Sloat gehört.« Er zwang sich zum Stottern. »Wollt ihr also die T-t-tür aufmachen? Es ist ja meine Wohnung.«

Er wartete, dann flog die Tür auf. Drinnen war es dunkel. Er sah undeutlich zwei Schatten, die sich bewegten. Der kleinere Schatten, die Frau, sagte: »Sie müssen uns aber erst testen.«

»Zu spät«, sagte Rick. Die größere Gestalt versuchte, die Tür zuzuschlagen, und irgendein elektronisches Gerät einzuschalten.

»Nein«, befahl Rick. »Laßt mich ein.« Er wartete, bis Roy

Baty einmal abgedrückt hatte. Mit einer raschen Körperdrehung wich er dem Strahl aus. Dann sagte Rick: »Sie haben sich ins Unrecht gesetzt, indem Sie einmal auf mich schossen. Sie hätten mich dazu zwingen sollen, Sie mit der Voigt-Kampff-Skala zu testen. Jetzt brauche ich das nicht mehr.«

Roy Baty schickte ihm noch einen zweiten Laserstrahl entgegen, ließ das Rohr fallen und verschwand irgendwo in der Wohnung, vielleicht in einem anderen Zimmer. Aber die Waffe hatte er weggeworfen.

»Warum hat Pris es nicht geschafft?« fragte Irmgard.

Er sah undeutlich die Umrisse des Laserrohrs in ihrer Hand. Roy Baty hatte es also nicht weggeworfen, sondern ihr zugesteckt in der Absicht, Rick tiefer in die Wohnung zu locken, damit Irmgard ihn mit einem Schuß in den Rücken erledigen konnte.

»Tut mir leid, Mrs. Baty«, sagte Rick und erschoß sie.

Hinten in dem anderen Zimmer stieß Roy einen Wutschrei aus.

»Okay, Sie haben sie also geliebt«, sagte Rick. »Und ich habe Rachael geliebt. Und Isidore liebte die andere Rachael.«

Damit schoß er Roy Baty nieder. Mr. Isidore, der Sonderfall, erschien in der Tür.

»Sehen Sie sich lieber nicht um«, sagte Rick.

»Ich habe sie auf der Treppe gesehen – Pris.« Isidore weinte.

»Nehmen Sie es nicht so schwer«, sagte Rick. Mühsam stand er auf. »Wo ist Ihr Telefon?«

Der Sonderfall sagte nichts. Er stand nur da. Rick mußte das Telefon selbst suchen, fand es schließlich auch und wählte die Nummer von Harry Bryants Büro.

20

»Gut«, sagte Harry Bryant, nachdem er sich den Bericht angehört hatte. »Ruhen Sie sich jetzt erst einmal aus. Wir lassen die drei Leichen von einem Streifenwagen abholen.«

Rick Deckard legte auf. »Androiden sind dumm«, sagte er wütend zu dem Sonderfall. »Roy Baty hat mich mit Ihnen verwechselt, er hat geglaubt, Sie wären an der Tür. Die Polizei wird hier Ordnung schaffen. Beziehen Sie lieber eine andere Wohnung, bis hier alles erledigt ist. Sie wollen doch sicher nicht hier bei den Überresten bleiben.«

»Ich ziehe ganz aus dem G-g-gebäude weg«, antwortete Isidore. »Ich will in der Stadt wohnen, wo m-mm-ehr Leute sind.«

»Ich glaube, in meinem Haus ist noch eine Wohnung frei«, sagte Rick.

Isidore stotterte: »Ich w-w-will aber nicht in Ihrer N-n-nähe wohnen.«

»Gehen Sie hinaus oder nach oben«, befahl Rick.

Isidore zögerte und wußte nicht, was er tun sollte. Die verschiedenartigsten Empfindungen spiegelten sich in seiner Miene, dann drehte er sich wortlos um und verließ mit schleppenden Schritten die Wohnung.

Was für ein Beruf, dachte Rick. Wohin ich mich auch wende, immer folgt mir ein uralter Fluch. Mercer hatte schon recht: Ich muß das Falsche tun. Alles war von Anfang an falsch.

Jedenfalls ist es jetzt Zeit, nach Hause zu fahren. Vielleicht habe ich alles vergessen, wenn ich erst einmal eine Weile mit Iran beisammen war. Als er sein Wohnhaus erreichte, erwartete ihn Iran schon auf dem Dach. Sie sah ihn seltsam verstört an.

Er legte seinen Arm um sie und sagte: »Jetzt ist alles vorüber. Ich habe mir überlegt, daß Harry Bryant mich vielleicht in eine andere Abteilung versetzen könnte.«

Sie hörte gar nicht hin. »Rick, ich muß dir etwas sagen. Es

tut mir schrecklich leid – aber die Ziege ist tot.« Aus irgendwelchen Gründen überraschte ihn diese Mitteilung gar nicht. Ihm war nur noch schlechter als zuvor.

»Ich glaube, der Vertrag enthält eine Garantie«, sagte er. »Wenn das Tier innerhalb von neunzig Tagen krank wird, muß der Händler ...«

»Sie ist nicht krank geworden.« Iran räusperte sich und fuhr mit rauher Stimme fort: »Irgend jemand kam her, schleppte die Ziege bis zur Dachkante ...«

»Und stieß sie hinunter?«

»Ja.« Sie nickte.

»Hast du gesehen, wer es war?«

»Ich habe sie ganz deutlich gesehen«, antwortete Iran. »Barbour hatte noch hier auf dem Dach zu tun. Er kam herunter und sagte mir Bescheid. Dann riefen wir die Polizei an, aber das Tier war inzwischen tot, und sie war fort. Es war ein schlankes, anscheinend noch sehr junges Mädchen mit dunklem Haar und großen schwarzen Augen. Sie war ziemlich dünn und trug einen Fischschuppen-Mantel. Sie gab sich gar keine Mühe, von uns nicht gesehen zu werden – als ob es ihr gleichgültig wäre.«

»Ja, es war ihr auch gleichgültig«, sagte er. »Für Rachael spielte es keine Rolle, ob du sie siehst oder nicht. Wahrscheinlich wollte sie es sogar, damit ich auch bestimmt erfahren sollte, wer es getan hat.« Er küßte Iran. »Und du hast die ganze Zeit hier oben auf mich gewartet?«

»Nur eine halbe Stunde. Länger ist es noch nicht her. Es war erst vor einer halben Stunde.« Iran gab ihm den Kuß sehr zart zurück. »Es ist so schrecklich, so unnütz.«

Er ging zurück zu seinem geparkten Schwebewagen, öffnete die Tür und setzte sich ans Steuer. »Unnütz war es nicht«, sagte er. »Sie glaubte, einen Grund zu haben.«

»Wo willst du hin? Willst du nicht mit hinunterkommen und – bei mir bleiben? Vorhin kam eine schreckliche Mitteilung im Fernsehen. Buster Freundlich behauptet, Mercer sei nur ein

Schwindel. Was hältst du davon, Rick? Hältst du es für möglich, daß das stimmt?«

»Alles stimmt«, sagte er. »Alles stimmt, was je ein Mensch gedacht hat.« Damit ließ er den Motor an.

»Bist du auch in Ordnung?«

»Ich komme schon zurecht«, sagte er. Er schlug die Tür zu, winkte Iran zu und erhob sich in den Nachthimmel.

21

Im frühen Morgenlicht dehnte sich das Land unter ihm in scheinbar unendliche Weiten, grau und abweisend. Felsbrocken von der Größe ganzer Häuser lehnten aneinander, und er dachte: wie eine Lagerhalle, aus der alle Waren abtransportiert wurden, übrig blieben nur Trümmer von Kisten und Transportbehältern, die für sich bedeutungslos sind. Früher einmal wuchsen hier Gras und Getreide, und Tiere weideten hier.

Was für eine eigenartige Gegend, daß das alles sterben konnte.

Er ging mit dem Schwebewagen tiefer hinab und flog eine Weile über dem Boden dahin.

Was würde wohl Dave Holden jetzt von mir halten, überlegte er. In gewisser Weise bin ich der größte Blade Runner, der jemals gelebt hat. Noch kein anderer hat innerhalb von vierundzwanzig Stunden sechs Nexus-6 erledigt, und wahrscheinlich wird das auch keinem mehr gelingen. Vielleicht sollte ich ihn anrufen. Ein felsübersäter Hang kam auf ihn zu. Er riß den Schwebewagen hoch. Die Müdigkeit, dachte er. Ich sollte nicht mehr am Steuer sitzen. Er schaltete die Zündung aus, ließ den Wagen ausschweben und landete ihn dann. Taumelnd prallte das Fahrzeug von dem Hügel ab, dann kam es schließlich schwankend zum Stehen.

Rick hob den Hörer ab und wählte die Vermittlung in San

Franzisko. »Geben Sie mir das Mount-Zion-Hospital.« Gleich darauf tauchte ein anderes Gesicht auf dem Schirm auf. »Hier Mount-Zion-Hospital.«

»Bei Ihnen liegt ein Patient namens Dave Holden«, sagte er. »Kann ich ihn sprechen? Geht es ihm gut genug?«

»Einen Augenblick, ich werde mich erkundigen, Sir.« Dann erschien die Telefonistin wieder und teilte ihm mit: »Dr. Costa sagt, daß Mr. Holden absolut keine Anrufe bekommen darf.«

»Hier ist die Polizei – Dienstsache«, sagte er und hielt seinen Ausweis vor den kleinen Schirm.

»Einen Augenblick bitte.« Die Telefonistin verschwand wieder. Dann war die Telefonistin wieder am Schirm. »Nein, Sir, Dr. Costa ist der Ansicht, daß Mr. Holdens Zustand vorläufig keinerlei Telefongespräche zuläßt, und seien sie noch so dringend.«

»Okay«, sagte Rick und legte auf.

Dave scheint wirklich übel dran zu sein, überlegte er. Warum sie mich wohl nicht erwischt haben? Vielleicht, weil ich zu rasch gehandelt habe, sagte er sich. Alles an einem Tag, das konnten sie nicht erwarten.

Es wäre schön gewesen, Dave noch einmal zu sprechen. Dave wäre mit dem, was ich getan habe, sicher einverstanden. Aber auch das andere hätte er begriffen, was vermutlich nicht einmal Mercer verstehen würde.

Er ging weiter den Hügel hinauf, und mit jedem Schritt nahm das Gewicht zu, das auf seinen Schultern lag. Zu müde zum Klettern, dachte er. Er blieb stehen, wischte sich den beißenden Schweiß aus den Augen. Dann wurde er wütend auf sich selbst und spuckte aus. Wieder quälte er sich Schritt um Schritt den Hang hinauf, über menschenleeres, unbekanntes Gelände, abseits von allem Leben.

Nun war es heiß geworden. Anscheinend war viel Zeit verstrichen, und er spürte den Hunger. Er wußte kaum noch, wann er zuletzt etwas gegessen hatte. Hunger und Hitze setzten ihm

zu. Er hatte den schalen Geschmack der Niederlage auf der Zunge.

Ja, so ist das wirklich, dachte er. So seltsam das auch klingt, für mich ist das eine Niederlage. Weil ich die Androiden getötet habe? Weil Rachael meine Ziege umgebracht hat? Er wußte es nicht, aber während er mühsam weiterstolperte, wurden seine Gedanken immer verschwommener, und alles ringsum kam ihm wie eine Halluzination vor. Einmal fand er sich plötzlich nur einen Schritt neben einem tödlichen Abgrund und wußte nicht, wie er da hingeraten war. Ich hätte hilflos abstürzen können, dachte er, immer tiefer und tiefer, und niemand wäre in der Nähe, mir zu helfen.

In diesem Augenblick traf ihn der erste Stein in der Leistengegend – und er bestand nicht aus Gummi oder weichem Schaumstoff. Der Schmerz überfiel ihn mit nackter, brutaler Gewalt.

»Mercer«, sagte er keuchend. Blieb stehen und stand still. Vor ihm erkannte er eine schattenhafte Gestalt. »Wilbur Mercer, bist du das?« Mein Gott, es ist nur mein Schatten, merkte er. Ich muß weg von hier, den Berg hinunter. Er stolperte zurück. Einmal fiel er hin. Wolken und Staub verhüllten seine Sicht und er rannte vor dem Staub davon. Vor sich sah er den geparkten Wagen. Ich bin wieder unten, sagte er sich. Ich bin dem Berg entronnen.

Er riß die Wagentür auf und zwängte sich hinein. Wer hat den Stein auf mich geworfen? fragte er sich. Niemand. Aber warum spüre ich ihn dann? Ich habe das schon einmal mitgemacht, bei der Vereinigung, während ich meinen Gefühlskasten benutzte, wie jeder andere es auch tut. Aber das hier ist neu.

Zitternd zog er eine Dose Schnupftabak aus dem Handschuhfach, riß die Verpackung auf und nahm eine kräftige Prise. Dann setzte er sich auf die Kante, halb im Wagen, halb draußen, einen Fuß auf dem staubigen, kahlen Boden. Ihm wurde

klar, wie furchtbar diese Gegend war.

Wenn ich nur mit Dave reden könnte, dann wäre wieder alles in Ordnung, dachte er. Ich habe ja immer noch mein elektrisches Schaf, und ich habe meinen Job. Es gibt ja noch mehr Andys, die erledigt werden müssen. Meine Karriere ist noch nicht vorbei. Ich habe noch lange nicht den letzten Andy erledigt, den es gibt. Er sah auf die Uhr. Neun Uhr dreißig.

Er griff nach dem Hörer des Videophons und wählte die Nummer des Justizgebäudes in der Lombard Street. »Ich möchte Inspektor Bryant sprechen«, sagte er zu der Telefonistin.

»Inspektor Bryant ist nicht in seinem Büro, Mr. Deckard. Er ist draußen in seinem Wagen, aber im Augenblick meldet er sich nicht. Er muß den Wagen vorübergehend verlassen haben.«

»Hat er nicht hinterlassen, wohin er wollte?«

»Es hat mit den Androiden zu tun, die Sie gestern erledigten.«

»Dann verbinden Sie mich mit meiner Sekretärin«, sagte er.

Einen Augenblick später tauchte das gerötete Gesicht von Ann Marsten auf dem Schirm auf. »Ach, Mr. Deckard! Inspektor Bryant hat versucht, Sie zu erreichen. Ich glaube, er will Ihren Namen dem Chef für eine Belobigung vorschlagen, weil Sie diese sechs ...«

»Ich weiß selbst, was ich getan habe«, unterbrach er sie.

»Das hat es noch nie gegeben. Ach, und noch etwas, Mr. Deckard: Ihre Frau hat angerufen. Sie will wissen, ob bei Ihnen alles in Ordnung ist. Ist bei Ihnen alles in Ordnung?« Er schwieg.

»Na schön«, sagte Miß Marsten, »vielleicht sollten Sie sie selbst mal anrufen. Sie hat bei mir hinterlassen, daß sie zu Hause wartet, bis sie etwas von Ihnen hört.«

»Haben Sie etwas über meine Ziege gehört?« fragte er.

»Nein, ich wußte nicht einmal, daß Sie eine Ziege haben.«

»Sie haben mir meine Ziege genommen«, sagte Rick.

»Wer denn, Mr. Deckard? Diebe? Uns wurde gerade etwas von einer größeren Bande gemeldet, wahrscheinlich Jugendliche.«

»Lebensdiebe«, sagte er.

»Das verstehe ich nicht, Mr. Deckard.« Miß Marsten sah ihn aufmerksam an. »Mr. Deckard, Sie sehen schrecklich aus. So müde. Mein Gott, und Ihre Backe blutet.« Er hob die Hand und spürte das Blut. Wahrscheinlich von dem Stein. Es mußten ihn wohl noch mehr Steine getroffen haben.

»Sie sehen aus wie Wilbur Mercer«, sagte Miß Marsten.

»Bin ich auch«, sagte er. »Ich bin Wilbur Mercer. Ich war ständig eins mit ihm. Ich komme nicht los von ihm. Ich sitze hier und warte darauf, daß ich mich von ihm lösen kann. Irgendwo in der Nähe der Grenze von Oregon.«

»Sollen wir jemanden hinschicken? Einen Dienstwagen, der Sie abholt?«

»Nein«, sagte er. »Ich bin nicht mehr bei der Polizei.«

»Anscheinend war es gestern zu viel für Sie, Mr. Deckard«, flötete sie mitfühlend. »Was Sie jetzt brauchen, ist Bettruhe. Mr. Deckard, Sie sind unser bester Blade Runner, der beste, den wir jemals hatten. Ich sage Inspektor Bryant Bescheid, wenn er hereinkommt. Fahren Sie nach Hause und legen Sie sich ins Bett. Rufen Sie gleich Ihre Frau an, Mr. Deckard, sie macht sich schreckliche Sorgen. Ich konnte das deutlich merken. Sie sind alle beide in einer furchtbaren Verfassung.«

»Das ist wegen meiner Ziege«, sagte er. »Nicht wegen der Androiden, Rachael hat sich geirrt – es hat mir gar nichts ausgemacht, sie zu erledigen. Und auch der Sonderfall hat sich geirrt, wenn er behauptete, ich könnte nie wieder mit Mercer einssein. Der einzige, der recht hatte, ist Mercer.«

»Kommen Sie lieber wieder nach San Franzisko zurück, Mr. Deckard. Irgendwohin, wo es Menschen gibt. Da in der Gegend von Oregon lebt doch nichts mehr, nicht wahr? Sind Sie

nicht ganz allein?«

»Es ist seltsam«, sagte Rick. »Ich hatte den absolut realen Eindruck, mich in Mercer verwandelt zu haben. Jemand warf Steine nach mir, aber nicht so, wie man es am Gefühlskasten erlebt.«

»Hier wird behauptet, Mercer sei nur ein Schwindel.«

»Mercer ist kein Schwindel«, sagte er. »Es sei denn, die ganze Realität wäre ein Schwindel.« Er fuhr fort: »Ich fürchte, ich kann gar nicht mehr aufhören, Mercer zu sein. Wenn man erst einmal angefangen hat, ist es zu spät, sich wieder zurückzuziehen.« Muß ich wieder auf diesen Hügel steigen? fragte er sich. Für immer, wie Mercer es tut? Eingefangen von der Ewigkeit?

»Leben Sie wohl«, sagte er und wollte auflegen.

»Versprechen Sie mir, daß Sie Ihre Frau anrufen?«

»Ja.« Er nickte. »Danke, Ann.« Er legte auf. Bettruhe! dachte er. Wann habe ich zuletzt ein Bett gesehen? Als ich mit Rachael zusammen war. Das war eine Übertretung der Vorschriften. Unzucht mit einem Androiden – das ist streng verboten, hier wie auch in den Kolonien. Sie muß inzwischen wieder in Seattle sein. Bei den anderen Angehörigen der Familie Rosen, den echten und den humanoiden Robotern. Und doch möchte ich dir heimzahlen, was du mir angetan hast, dachte er. Wenn ich dich gestern abend getötet hätte, wäre jetzt meine Ziege noch am Leben. Das war eine falsche Entscheidung, die ich traf. Aber in einem Punkt hattest du recht: Ich bin dadurch anders geworden. Nur nicht so, wie du es prophezeit hast.

Viel schlimmer, dachte er.

Und doch ist es mir eigentlich egal. Es kann mir nach allem, was mir da unterwegs zum Gipfel des Hügels widerfahren ist, völlig gleichgültig sein. Was wäre wohl als nächstes gekommen, wenn ich weitergeklettert wäre?

Oben am Gipfel scheint Mercer immer zu sterben. Dort manifestiert sich Mercers Triumph.

Aber wenn ich Mercer bin, dachte er, dann kann ich nicht

sterben. Mercer ist unsterblich.

Noch einmal griff er nach dem Hörer, um seine Frau anzurufen. Da erstarrte er.

22

Er legte den Hörer wieder auf und wandte keinen Blick von der Stelle draußen neben seinem Wagen, wo sich etwas bewegt hatte. Ein kleiner Punkt auf dem Boden zwischen den Steinen. Ein Tier, sagte er sich. Sein Herz klopfte vor Aufregung, als ihm das klar wurde. Ich weiß jetzt, was das ist – ich habe noch nie zuvor eines gesehen.

Sie sind doch ausgerottet! sagte er sich und zog rasch den abgegriffenen Sidney-Katalog heraus. Mit zitternden Fingern blätterte er darin.

›KRÖTE (Bufonidae), alle Gattungen – ausgestorben.‹

Seit Jahren ausgestorben! Das Geschöpf, das Wilbur Mercer neben den Eseln am teuersten war. Vielleicht liebte er Kröten noch mehr als Esel.

Ich brauche einen Behälter. Er drehte sich um, fand aber nichts auf dem Rücksitz seines Schwebewagens. Er sprang hinaus, lief herum zu Kofferraum, schloß ihn auf und suchte. Endlich fand er in einem Pappkarton eine Ersatzölpumpe für seinen Wagen. Er kippte die Pumpe heraus, polsterte den Karton mit Putzwolle etwas aus und ging ganz langsam auf die Kröte zu. Er wandte keinen Blick von ihr.

Er merkte, daß sich die Kröte in Farbe und Struktur völlig dem allgegenwärtigen Staub anpaßte. Wenn sie sich nicht bewegt hätte, wäre sie ihm verborgen geblieben, obgleich sie keine zwei Meter von ihm entfernt saß.

Was geschieht, wenn man ein Tier findet, das angeblich ausgestorben ist, fragte er sich. Er versuchte, sich an ähnliche Fäl-

le zu erinnern. Es geschah so selten. Irgend etwas mit einer Silbermedaille von der UNO und einem Stipendium. Eine Belohnung, die in die Millionen Dollar ging.

Und er sollte ausgerechnet das Tier finden, das Mercer am heiligsten war? Herr im Himmel, dachte er, das kann ja gar nicht sein. Vielleicht ist es nur eine Einbildung, eine Gehirnschädigung durch den radioaktiven Staub.

Er ging dicht neben der Kröte in die Hocke. Sie hatte ein wenig Staub zur Seite gescharrt und sich eine kleine Mulde gegraben, eine Art von Deckung. Nur der obere Teil des flachen Schädels und die Augen hoben sich vom Boden ab. Der Kreislauf des Tieres schien fast stehenzubleiben, es saß da wie in Trance.

Er stellte den Pappkarton auf den Boden und begann, die Erdkrümel rings um die Kröte mit den Fingern wegzuputzen.

Als er die Kröte hochhob, merkte er, daß sie sich ungewöhnlich kühl anfühlte. Auf seiner Handfläche machte das Tier einen ausgetrockneten, verschrumpelten Eindruck und war so kalt, als hätte er es aus einer Höhle tief unter der Erde hervorgeholt. Jetzt zuckte die Kröte. Mit ihren schwachen Hinterbeinen versuchte sie, sich aus seinem Griff zu befreien und wollte in einer instinktiven Abwehrreaktion davonhüpfen. Eine große Kröte, dachte er, imstande, in einer Gegend am Leben zu bleiben, in der nicht einmal wir überleben würden. Wo findet sie nur genug Wasser für ihre Eier?

Das ist es also, was Mercer sieht, dachte er, als er den Karton sorgfältig zuband. Leben, das wir nicht mehr zu unterscheiden vermögen, Leben, das sich fast ganz in den Kadaver einer toten Welt eingegraben hat. In jedem Stäubchen des Universums nimmt Mercer wahrscheinlich unauffälliges Leben wahr. Jetzt weiß ich es, dachte er. Und nachdem ich einmal die Welt mit Mercers Augen gesehen habe, werde ich sie wahrscheinlich immer so sehen.

Diesem Tier wird kein Androide mehr die Beine abschnei-

den, wie sie es mit der Spinne des Einfaltspinsels gemacht haben.

Er legte den mehrfach verschnürten Karton behutsam auf den Beifahrersitz und schob sich hinter das Steuer. Das Gewicht fiel von ihm ab. Die gewaltige, niederdrückende Müdigkeit. Warte nur, wenn Iran das erfährt!

Er griff nach dem Hörer des Videophons und begann zu wählen, aber dann hielt er inne. Ich werde sie damit überraschen, beschloß er. Der Rückflug dauert ja nur dreißig oder vierzig Minuten.

Hastig ließ er den Motor an und stieß steil hinauf in den Himmel, dann hielt er auf San Franzisko zu, das siebenhundert Meilen weiter südlich lag.

Iran Deckard saß an der Penfield-Stimmungsorgel, und ihr Finger berührte schon die Wählscheibe. Aber sie wählte nicht. Sie fühlte sich zu krank und zu lustlos, um irgend etwas zu wollen. Eine Last lag auf ihr und schloß die Zukunft mit allen Möglichkeiten aus, die diese vielleicht enthalten haben mochte.

Wenn Rick hier wäre, würde er mich wahrscheinlich dazu bringen, eine 3 zu wählen, damit ich in die rechte Stimmung komme, um etwas Bedeutsames zu wählen: überschäumende Freude oder möglicherweise die 888, den Wunsch fernzusehen, gleichgültig, was gesendet wird.

Was wird jetzt wohl gesendet, überlegte sie. Und dann fragte sie sich wieder, wo Rick hingeflogen war. Vielleicht kam er zurück, vielleicht auch nicht. Bei diesem Gedanken spürte sie, wie das Alter sie niederbeugte.

Es klopfte an ihrer Wohnungstür. Sie legte die Wählscheibe der Penfield hin, rannte zur Tür und stieß sie weit auf.

»Hallo«, sagte er nur. So stand er im Türrahmen, die Backe aufgerissen, die Kleidung zerknittert und grau und selbst das Haar voller Staub. Seine Hände, sein Gesicht – überall an ihm hing Staub, nur seine Augen funkelten begeistert wie die eines

kleinen Jungen. Sie dachte: Er sieht aus, als hätte er bis jetzt gespielt und nun sei es Zeit für ihn, nach Hause zu kommen, sich auszuruhen, sich zu waschen und mir die wundersamen Geschichten des Tages zu erzählen. »Es ist fein, dich wiederzusehen«, sagte sie.

»Ich hab' da etwas.« Er hielt den Karton in beiden Händen, betrat die Wohnung und stellte ihn nicht weg.

Er tut, als ob dieser Karton etwas ungeheuer Wertvolles und Zerbrechliches enthält, dachte sie.

»Ich mache dir eine Tasse Kaffee«, sagte sie. Sie trat an den Herd, drückte auf den Kaffeeknopf und stellte ihm einen Augenblick später seine große Tasse auf den Küchentisch. Immer noch den Karton in beiden Händen, setzte er sich, und der Ausdruck des Staunens wich nicht von seinem Gesicht. Diesen Ausdruck hatte sie in all den Jahren, die sie ihn nun kannte, noch nie an ihm bemerkt. Etwas mußte geschehen sein, seit sie ihn zuletzt gesehen hatte. Jetzt war er mit dem Karton zurückgekommen. Alles, was ihm widerfahren war, mußte sich in diesem Karton befinden.

»Ich werde jetzt schlafen«, verkündete er. »Den ganzen Tag. Ich habe schon mit Harry Bryant gesprochen. Er hat mir den Tag Urlaub gegeben und Ruhe verordnet. Genau das werde ich auch tun.« Behutsam stellte er den Karton auf den Tisch und griff nach seiner Kaffeetasse.

Sie setzte sich ihm gegenüber und fragte: »Was hast du da in dem Karton, Rick?«

»Eine Kröte.«

»Kann ich sie sehen?« Sie schaute ihm zu, wie er die Verschnürung löste und den Deckel abhob. »Oh«, sagte sie, als sie die Kröte erblickte. Aus irgendeinem Grund hatte sie Angst davor. »Beißt sie?«

»Heb sie ruhig heraus, sie beißt nicht. Kröten haben keine Zähne.« Rick hob das Tier heraus und reichte es ihr. Sie überwand ihre Abneigung und nahm es in die Hand.

»Ich dachte, Kröten sind ausgestorben«, sagte sie und betrachtete neugierig die kraftlosen, fast nutzlosen Beine. »Können Kröten wie Frösche springen? Ich meine, kann sie mir jetzt plötzlich von der Hand hüpfen?«

»Kröten haben nur schwache Beine«, sagte Rick. »Das ist der Hauptunterschied zwischen einer Kröte und einem Frosch – und das Wasser. Ein Frosch bleibt immer in der Nähe von Wasser, aber eine Kröte kann auch in der Wüste leben. Ich habe diese hier in der Wüste gefunden, oben in der Nähe der Grenze nach Oregon. Alles andere war dort tot.« Er streckte die Hand aus, um ihr die Kröte wieder abzunehmen. Aber sie hatte etwas entdeckt. Sie drehte die Kröte um, und während sie auf dem Rücken lag, fühlte sie mit dem Fingernagel den winzigen Deckel der Schaltung.

Sie klappte den Deckel auf.

»O nein!« rief er, und sein Gesicht verfiel. »So ist das also, du hast recht.« Erschüttert starrte er das imitierte Tier an. Er nahm es ihr ab, spielte gedankenlos mit den Beinen und schien die Welt nicht mehr zu verstehen. Dann legte er es behutsam in den Karton zurück. »Ich frage mich nur, wie das Ding in diese abgelegene Gegend von Kalifornien geraten ist. Jemand muß es dort ausgesetzt haben. Schwer zu sagen, warum?«

»Vielleicht hätte ich es dir nicht zeigen sollen – daß es eine elektrische Kröte ist.« Sie legte ihm die Hand auf den Arm. Schuldbewußt nahm sie wahr, was sie ihm angetan hatte.

»Nein«, sagte Rick, »ich bin froh, daß ich es weiß. Oder vielmehr ...« Er verstummte. Dann murmelte er: »Es ist immer besser, Bescheid zu wissen.«

»Willst du nicht die Stimmungsorgel benutzen, damit du dich wieder besser fühlst? Dir hat sie doch immer viel mehr geholfen als mir.«

»Es geht schon wieder.« Er schüttelte den Kopf, als wollte er seine Gedanken klären, die immer noch kreuz und quer durcheinander liefen. Die Spinne, die Mercer dem Einfaltspinsel

gegeben hat, war vermutlich auch künstlich. Aber das spielt keine Rolle. Auch die elektrischen Dinge haben ihr Leben, selbst wenn es nur ein schwacher Abglanz des Lebens ist.

»Du siehst aus, als wärst du hundert Meilen marschiert«, sagte Iran.

Er nickte. »Es war ein langer Tag für mich.«

»Leg dich ins Bett und schlaf.« Er starrte sie erstaunt an. »Jetzt ist alles vorüber, wie?« Voll Vertrauen wartete er auf ihre Antwort, als ob sie es ihm hätte sagen können.

»Es ist vorüber«, sagte sie.

»Mein Gott, was für ein Marathon-Auftrag«, sagte Rick. »Nachdem ich erst einmal damit angefangen hatte, konnte ich nicht mehr aufhören. Ich wurde einfach weitergestoßen, bis ich schließlich auch die Batys gefunden hatte, und dann gab es plötzlich nichts mehr zu tun.« Er zögerte, scheinbar verwundert über die eigenen Worte. »Und das war am schlimmsten daran«, fuhr er fort. »Ich konnte nicht aufhören, weil dann nichts mehr übriggeblieben wäre. Du hattest schon recht, als du heute früh sagtest, ich sei nichts weiter als ein grober Polizist mit groben, derben Händen.«

»Das meine ich aber gar nicht mehr«, sagte sie. »Ich bin nur so verdammt froh, daß du zurückgekommen bist – zurück nach Hause, wo du hingehörst.« Sie küßte ihn, und seine Miene erhellte sich; er sah fast wieder so begeistert und erfreut drein wie vor der Entdeckung, daß die Kröte nur eine Imitation war.

»Glaubst du immer noch, daß es falsch war, was ich heute getan habe?« fragte er.

»Nein.«

»Mercer hat gesagt, es sei falsch, aber ich sollte es trotzdem tun, komisch, wie? Manchmal ist es besser, das Falsche zu tun als das Richtige.«

»Da ist der Fluch, der auf uns liegt. Mercer redet immer darüber.«

»Der Staub?« fragte er.

»Es sind die Mörder, die Mercer in seinem sechzehnten Lebensjahr entdeckten und ihm sagten, er könnte die Zeit nicht umkehren und Dinge ins Leben zurückrufen. Jetzt bleibt ihm nichts weiter übrig, als das Leben auf dem Weg zu begleiten, den es geht, auf dem Weg in den Tod. Es sind die Mörder, die die Steine werfen. Sie sind hinter ihm her, sie verfolgen ihn immer noch. Und sie verfolgen eigentlich uns alle. Hat dich auch ein Stein an der Backe getroffen?«

»Ja«, murmelte er gedankenverloren.

»Willst du jetzt schlafengehen? Soll ich die Stimmungsorgel auf 670 einstellen?«

»Was bedeutet das?« fragte er.

»Den wohlverdienten Frieden.«

Er stand mühsam auf. Er fühlte sich benommen und verwirrt.

»In Ordnung«, sagte er. »Wohlverdienter Friede.«

Er streckte sich auf dem Bett aus und aus seiner Kleidung und dem Haar rieselte der Staub auf die weißen Laken. Ich brauche die Stimmungsorgel gar nicht einzustellen, merkte Iran und drückte auf den Knopf, der die Fensterscheiben verdunkelte. Das graue Licht des Tages verschwand.

Rick war im nächsten Augenblick eingeschlafen.

Sie beobachtete ihn noch eine Weile, bis sie sicher war, daß er nicht so rasch wieder aufwachen würde. Manchmal setzte er sich nachts mit einem Ruck auf. Dann lief sie in die Küche zurück und setzte sich wieder an den Küchentisch. Neben ihr hüpfte und kratzte die elektrische Kröte in dem Karton herum. Iran fragte sich, womit man diese Dinger ›fütterte‹. Und wie teuer die Reparaturkosten wohl sein würden. Künstliche Fliegen, dachte sie. Sie schlug das Telefonbuch auf und suchte im Branchenverzeichnis nach ›Tierbedarf, elektrisch‹. Dann wählte sie und sagte zu der Verkäuferin: »Ich möchte gern ein Pfund künstliche Fliegen bestellen, die richtig herumsummen.«

»Für eine elektrische Schildkröte, bitte?«

»Eine Kröte.«

»Dann empfehle ich Ihnen ein gemischtes Sortiment kriechender und fliegender Käfer aller Sorten einschließlich ...«

»Fliegen genügen«, sagte Iran. »Können Sie frei Haus liefern? Ich möchte die Wohnung nicht verlassen. Mein Mann schläft, und er fühlt sich nicht ganz wohl.«

Die Verkäuferin sagte: »Für eine Kröte schlage ich Ihnen außerdem eine sich ständig erneuernde Pfütze vor, es sei denn, es handelt sich um eine Hornkröte; in diesem Fall würde ich Ihnen eine Anlage mit Sand, mehrfarbigem Kies und organischen Bestandteilen empfehlen. Falls Sie die Absicht haben, regelmäßig zu füttern, sollten Sie von unserer Serviceabteilung in gewissen Abständen die Zunge nachstellen lassen. Bei einer Kröte ist das sehr wichtig.«

»In Ordnung«, sagte Iran. »Ich möchte, daß sie in jeder Hinsicht einwandfrei funktioniert. Mein Mann hängt sehr an dem Tier.« Sie nannte ihre Adresse und legte auf. Jetzt war ihr wohler. Sie bereitete sich eine letzte Tasse schwarzen, heißen Kaffee.

Bücher, Hörbücher und Hörspiele auf Deutsch- самый лучший паблик с книгами на немецком языке ВКонтакте, руководитель Иван Верещагин